

Stefan Howald

Mühen der Ebenen

Anekdoten aus der jüngeren Zeit

2006

Inhalt

1	Joan of Balham	3
2	Am Rande des Ungeheuers	7
3	Kindergeschichten	12
4	Abschied in der Grossstadt	16
5	Aug' in Aug'	17
6	In den Strassen ein kalter Wind von Freiheit	19
7	Fussball als Politikersatz	23
8	Das vulgäre Gesicht des Kapitalismus	24
9	Schal gewordene Trauer	26
10	Rassismus und Gewalt	28
11	Gezähmte Gewalten	30
12	Das Gute und das Richtige	32
13	Das Ende des Commonsense	33
14	Literarhistorische Anekdote	36
15	Die Macht der Druckerschwärze	37
16	Schokolade-Soldaten	39
17	Idealismus und Paranoia	41
18	Zeit zum Abschied	43
19	Zürcher Familiengeschichte	45
20	Seldwyler Anekdote	50
21	Was wir von Schweizer Bankiers lernen können	51
22	Gefrässiger Mittelstand	54
23	Vorteil für die Grossbanken	57
24	Der Geist der Stadt	58
25	Technologietransfer	61
26	Unbeirrbar kritisch	64
	Drucknachweise	67

Joan of Balham

Nachdem wir das zweite Mal, innerhalb von London, umgezogen waren, gerieten wir erneut an eine Grenze. Unser Haus stand in Lambeth, zweitärmster der 35 Londoner Bezirke, überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit, hoher Anteil von Schwarzen und Asiaten, schlechte Gesundheitsversorgung, Labour-regiert; die nächste Querstrasse 100 Schritte weiter gehört schon zu Wandsworth, zweitreichster Londoner Bezirk, gehobener Mittelstand, gepflegte Parks, Tory-beherrscht. Der Unterschied kostet uns und unsere Nachbarn 600 Pfund pro Jahr an Kommunalsteuern, die Lambeth braucht, um seine überforderten Sozialdienste nicht gänzlich ausbluten zu lassen; während Wandsworth seinen Bewohnerinnen und Bewohnern zumuten kann, ihre Kinder in die privatisierten Kinderkrippen zu schicken.

Der Wahlkreis, zu dem Wandsworth national gehört, hat bei den Parlamentswahlen im letzten April David Mellor nach Westminster geschickt; einer jener jungen Konservativen, der sich unter Thatcher im Finanzministerium durch rigide Sparpläne hochgearbeitet hatte, dann im neuen Kabinett Minister für Kultur und Sport wurde, *Minister for fun*, wie er das selbst in einer launigen Wortschöpfung bezeichnete. Bis er über eine aussereheliche Affäre und ein paar Gratisferien, die ihm interessierte Freunde vermittelt hatten, stolperte und von der konservativen Regierung geopfert wurde, um den Anschein von Moral aufrechtzuerhalten.

Wochenlang hatten sich die Boulevardzeitungen an immer neuen Enthüllungen über den Fun-Minister ergötzt; kaum war er von den Höhen der Macht gefallen, wurde er zum Medienliebling. Seine im thatcheristischen Stahlbad gehärteten Schulbubenzüge feixen einem überall entgegen, in Radio, Fernsehen und Zeitungen darf er seinem Nachfolger die richtige Kulturpolitik vorzeichnen: Da ein Lob fürs Kultursponsoring als Ausweg aus der Finanzmisere; dort ein vehementes Plädoyer für die neuen kommerziellen Privatradios gegen die staatliche BBC; dazwischen ein massiver Anwurf gegen das schändliche Italien, das seine Kulturgüter in Pompeji verrotten lasse, zur gleichen Zeit, als ein ehemaliger Kollege beim englischen Denkmalschutz mit dem Abbau von einem Drittel der Stellen droht. John Bull, die englische Bulldogge, zum Pitbullterrier mutiert. Chauvinistisch, borniert, skrupellos. Typisch englisch eben.

Typisch englisch ist auch Joan McGee. Joan leitet die Abteilung für Erwachsenenbildung in Balham, zehn Minuten von uns entfernt: sie wohnt, wie wir, in Lambeth und arbeitet für Wandsworth, Grenzgängerin auch sie. Fünf Minuten, nachdem wir uns bei ihr für einen Kurs angemeldet haben, sind wir in ein Gespräch über die angedrohten Sparmassnahmen der konservativen Regierung verwickelt. «What a shame», sagt sie, und als sie meinen *Miners-Sticker* entdeckt: «bloody Tories», und lächelt uns zu. Denn Joan ist formvollendet, von der Kleidung, Rüschenbluse und Faltenrock, bis zur Aussprache, spanisch und französisch inbegriffen. Mitte fünfzig ist sie wohl, ihr Gesicht vom vielen Lachen voller Fältchen.

Englisch ist ihr Hauptfach, doch am liebsten würde sie uns allen in unsern Muttersprachen zuhören, in Portugiesisch oder Bulgarisch oder Farsi oder Lingala oder Urdu. Aber es geht halt in England nicht ohne Englisch, und es geht besser mit besserem Englisch. Also ist sie untröstlich, wenn sie uns einen Fehler korrigieren muss, und zwischendurch, wenn der Lernerfolg stagniert, überlegt sie sich ernsthaft, mehr Hausaufgaben zu verteilen, was sie in der nächsten Lektion wieder vergessen hat.

7 Pfund kostet der Englischkurs für Fremdsprachige pro Semester, beinahe geschenkt, aber für manche doch ein Problem, weil sich das Kursgeld innerhalb eines Jahres verdoppelt hat. Die Klassen mischen sich aus Asylsuchenden der ganzen Welt, aus jungen Europäerinnen und Europäern, die sich keinen teuren Privatkurs leisten können, dazu aus Frauen der asiatischen Gemeinschaften in der Umgebung, die nach einigen Jahren im Schatten ihrer Männer sich endlich ihre eigene fremde Sprache erwerben wollen. Westeuropa ist also vertreten mit Spanien, Portugal, Osteuropa mit Rumänien, Bosnien, das englische Empire mit Kenia, Ghana, Bangladesh, Indien, Pakistan.

Seit drei Jahren sitzt zweimal in der Woche zur linken von Joan eine ältere Iranerin, die kaum radebrechen kann. Dunkle, verstörende Umstände, gibt uns Joan zu verstehen, hätten dies in ihrem Leben verursacht, Genaueres zu erfragen hat sie bislang nicht geschafft; doch wenn Fatima einmal fehlt, wird Joan unruhig, muss abends den Verwandten telefonieren, die recht unwirsch auf solche Fürsorge reagieren. Pünktlich nach einer Stunde verlangt Fatima ihren Tee; einmal, als es um Poesie ging, begann sie auf Farsi zu deklamieren, einen Poeten aus den 1950er Jahren, den sie selbst gekannt

hatte; von dieser Sternstunde erzählt Joan noch immer strahlend.

Victor ist aus Spanien gekommen. Er ist jung, 20, will etwas von Europa und der Welt sehen, aber dazu braucht er doch ein wenig Geld, also arbeitet er bei McDonald's, für 3 Pfund 10 Pence, rund 7 Franken in der Stunde, und dafür kann er noch dankbar sein, denn der Minimallohn, dessen paritätische Kontrollstellen soeben abgeschafft worden sind, beträgt 2 Pfund 90, und der eisgraue Premierminister John Major hat erneut versprochen, unter keinen Umständen dem *social chapter* des Vertrags von Maastricht beizutreten, das unter anderem einen Minimallohn gesetzlich verankern würde. Aber das Hamburgerbraten ödet Victor an; deshalb will er sich rauswerfen lassen, um so ans Arbeitslosengeld zu kommen. «Genau der Fall, den uns die Konservativen dann als Missbrauch der Sozialversicherung vorhalten», bekümmert sich Joan, und: «Versuch doch zuerst, eine andere Stelle zu kriegen.» Schon als sie das sagt, weiss sie, dass sie nicht daran glauben kann. Im Durchschnitt kommen 39 Bewerbungen auf jede ausgeschriebene, noch so miese Stelle, und vor allem: Es sind kaum Stellen ausgeschrieben. Also trägt Joan selbst etwas bei zur Arbeitsplatzbeschaffung, zwingt einen Teil ihres Kredits für Putz- und Aufräumarbeiten ab, beschäftigt abends Schülerinnen und Schüler ihrer Kurse, zu mehr als dem Minimallohn. Leider reicht es nur für zwei zur gleichen Zeit; und sie kann die andern Interessierten nur auf eine Warteliste setzen. Wenn wieder eine Lücke in unserem Kurs klafft, teilt Joan mit, dass der oder die leider nicht mehr komme, da er oder sie glücklicherweise eine Arbeit gefunden habe. Sie darf das, wie sie lachend meint, nicht zu laut sagen, weil es sich höchstwahrscheinlich um eine illegale Beschäftigung handelt.

Politische Propaganda ist in der Schule natürlich strikt verboten, doch wenn eine Schülerin aus Indien über ihr Land erzählt und auf die Engländer zu sprechen kommt, fordert Joan sie auf, ruhig von den Kolonialisten zu sprechen und von den schrecklichen Dingen, die England seinen Kolonien angetan hat; was die Schülerinnen, die seit etlichen Jahren in England wohnen, zuweilen verwirrt. Joans drei Töchter leben auf der Welt verstreut, in Kolumbien als Entwicklungshelferin, in Frankreich als Austauschstudentin, in Manchester als Ernährungsspezialistin; die Schülerinnen muntert sie regelmässig mit einem «good girl» auf, während wir Schüler ein formelleres «good man» erhalten, und wenn man ihr das als latenten Sexismus ankreiden wollte, könnte sie einwenden, dass einige ihrer Schülerinnen tatsächlich noch Kinder sind, auf eine

besondere Art freilich.

Tina beispielsweise. Tina stammt aus Nigeria. Mittlerweile ist sie wohl zwanzig; vor acht Jahren haben ihre Eltern sie in ein Flugzeug gesetzt und nach London spedit, wo eine Tante lebte. Bei der hütete sie etliche Jahre etliche Kinder, kaum konnte sie einen Fuss aus dem Haus setzen. Nach fünf Jahren verlangten die Eltern, dass sie wieder zu ihnen nach Hause zurückkehre. Aber was heisst in einem solchen Leben: nach Hause? Also riss sie aus, tat sich mit einem gleichaltrigen Jungen zusammen und stand eines Tages bei Joan im Büro. Wovon sie beide lebten, fragte Joan, und da gibt es offenbar eine kleine Arbeitslosenunterstützung, der Rest ist unklar geblieben. Tina kommt unregelmässig zur Schule, trägt eine Baseballmütze, die ihr Gesicht verschattet, das im Alter zwischen 15 und 30 Jahren wechselt.

«The good woman of Balham» wollten wir Joan einmal nennen, aber sie hat das lachend zurückgewiesen; ihre Töchter hätten sie längst «the mad woman of Balham» getauft, weil mit ihr nicht einzukaufen sei, ohne dass sie an ehemalige oder gegenwärtige Schülerinnen und Schüler gerate, die einen Rat, eine Hilfeleistung benötigten. Im Austausch dafür lässt sie sich dann von ihren Spanischstudenten einen spanischen Brief korrigieren, den sie an die kolumbianische Regierung wegen deren Menschenrechtsverletzungen schreiben wird.

1993

Am Rande des Ungeheuers

Margaret Thatcher hat mit ihrer antibürokratischen Rhetorik Erfolge erzielt, ohne an der Bürokratie viel zu ändern. Das hat wenig mit Privat- oder Staatswirtschaft zu tun, der Unterschied verschiebt zwar den Profit an andere Stellen, lässt aber die bürokratische Struktur unangetastet. Sie ist eine Lebenshaltung.

Letzten Herbst geriet ich beinahe ins Herz des Ungeheuers. Ein Freund in der Schweiz arbeitete damals an einem Aufsatz über einen Schweizer Maler, der nach London ausgewandert war, mit James Cook Ende des 18. Jahrhunderts Seereisen unternommen hatte; zur Illustration seines Aufsatzes suchte mein Freund ein Bild dieses Malers mit dem schönen Titel *A Party from his Majesty's Ship Resolution, shooting Sea Horses*, und er hatte in einem älteren Katalog den Aufbewahrungsort des Bildes als das *Admiralty House* in London lokalisiert, bat mich deshalb, dort anzufragen, ob davon ein Diapositiv existiere.

Also begab ich mich, nachdem ich auf dem Stadtplan das *Old Admiralty House* ausgemacht hatte, eines schönen Herbsttages in die City, fand das *House* auch sogleich, ein imposantes, lang gestrecktes Gebäude hinter den *Horse Guards*, abgeriegelt durch ein Wachhäuschen, an dem ich mein Anliegen vorbrachte. Worauf mich der wachhabende Polizist aufklärte, dass das von mir gesuchte *Admiralty House* dann schon etwas anderes sei als das *Old Admiralty House*, aber gleich um die Ecke liege; das *Admiralty House* hüllte sich in Gerüststangen und Verpackungen, war nur durch eine enge Pforte erreichbar, die wiederum eine Barriere mit Wachhäuschen sperrte. Mein Anliegen dort erneut vorgebracht, klärte mich die diesmal zivil gekleidete, aber mit einem *badge* versehene und deutlich grimmiger blickende Wache auf, dass es sich hier um ein streng bewachtes, geschlossenes Gebäude handle. Ja, es hingen ein paar Bilder drin, aber diese seien bestimmt nicht erfasst. Keine Chance also? fragte ich. Nein. Wirklich nicht? Nein. Oder vielleicht, meinte er dann nach einer kurzen Beratung mit einem Kollegen, könnte ich mich eventuell doch noch ans Verteidigungsministerium wenden, das sei für *Old* wie *New Admiralty* zuständig und residiere in einem grossen neuen Gebäude, gleich um die Ecke. So betrat ich nach kurzer Suche einen riesigen Kasten, flankiert von zwei steinernen Sphinxen, rechts die

Anmeldung, auf drei Seiten kleine Kabinen, in die man, wie ich beobachtete, einzeln trat, wenn die Türe vor einem pneumatisch geöffnet wurde, dann schloss sich die Tür hinter einem, und eine Tür ging auf die andere Seite hin auf. Sicherheitsschleusen wusste ich, der ich meinen John Le Carré gelesen hatte. Bei der Anmeldung wurde mein Anliegen zusammen mit meinem vorsichtshalber beigebrachten leuchtenden Schweizer Pass von einer älteren Frau registriert, die sogleich entschlossen herumzutelefonieren begann, aber, Freitagnachmittag, wissen Sie, *love*, da läuft nicht mehr so viel, und die Pressestelle, die für solche Sachen im *Old Admiralty*, *sorry*, im *Admiralty House* zuständig ist, das sind eben nur zwei Leute, beide schon ausgeflogen; immerhin, sie könne mir den Verantwortlichen angeben, Flight Lieutenant Pike der Name, in Raum 6100, und am Montag, ja, da sollte er dann anwesend sein.

Was er nicht war. Eine andere ältere Frau wühlte sich erneut durch eine dicke Kladde mit vielen Telefonnummern, wählte eine davon, landete plötzlich, wie mir schien, oder phantasierte ich schon? bei der Hauptverwaltung der Royal Mail, was eine ausgiebige Debatte mit ihrer Kollegin hervorrief und eine Notiz auf einem Blatt, dass da wohl das Verteidigungsministerium falsch verbunden, oder angezapft? war. Schliesslich wusste sie nach einem weiteren Telefongespräch zu berichten, dass Flight Lieutenant Pike in den Ferien sei, ja, ein, zwei Wochen konnten es schon werden; aber hier könne sie mir seine Direktwahl geben, *good luck, love*.

Also liess ich das Verteidigungsministerium ein paar Tage in Ruhe; wegen ihnen und wegen mir, weil gerade wieder einmal etwas Unruhe in unserem Haushalt herrschte, da der Schreiner, mit einem Monat Verspätung, endlich damit begonnen hatte, die Büchergestelle zu montieren, und das zog sich bereits wieder fast drei Wochen hin, weil ihm zwischendurch das passende Holz ausgegangen war und der Lieferant nicht liefern wollte, und dann der Schreiner wieder nicht kommen konnte, undsoweiter; worauf unsere Stube eine Woche lang voller halblackierter Regale stand, doch nächste Woche, endlich, sollte alles fertig sein und alle unsere Bücher sollten, endlich, wieder aus ihren Schachteln auftauchen und auf den ihnen zukommenden Ehrenplätzen Einsitz nehmen können, oder Einstand, und die Kleider sollten in den neuen, selber entworfenen Freiluftkasten kommen können, für dessen zwei Haken wir einen ganzen Tag lang durch London gefahren und gelaufen waren, um uns zum Schluss doch mit zwei Plastikhaken zu begnügen, da die einzigen andern, die gepasst hatten, nicht bloss pro

Stück 50 Pfund kosteten, sondern auch aus Gold waren, was uns denn doch etwas unangemessen erschienen wäre; und dann würden wir, endlich, die letzten Kartonschachteln liquidieren bzw. auf den Estrich verfrachten, fünf Monate nach dem Einzug, ein wahrer Feiertag.

Solches getan, unternahm ich einen erneuten telefonischen Vorstoss und geriet beim *Ministry of Defence* sofort an Lt. Pike, der mir aber gleich riet, mich in einem Monat wieder zu melden, weil das *Admiralty House* gegenwärtig höchste Sicherheitsstufe besitze und keinerlei Fotografen hereingelassen würden, einen Tag später entnahm ich einer Zeitungsnotiz, ganz zufällig, den Grund: Da der Regierungssitz des Premierministers, *10 Downing Street*, gegenwärtig renoviert wurde, fanden die Kabinettsitzungen zur Zeit im *Admiralty House* statt. Aber der Flight Lieutenant war nach einigen hilflosen Geräuschen meinerseits dann doch so freundlich, in seiner Bibliothek nachzuschauen, fand das Bild sogar, in einem andern Katalog aufgelistet, und versprach zu prüfen, ob ein Fotograf später eine Aufnahme machen könne; aber garantieren wollte er mir nichts, und womöglich schicke er mir, «as a start», auch nur eine Fotokopie aus dem Katalog.

Fortsetzung folgt, schrieb ich meinem Freund, den ich über die Suche auf dem Laufenden gehalten hatte. Worauf mich ein Brief von ihm erreichte, in dem er sich den Flight Lieutenant Pike schon lebhaft, mit leicht verfärbtem Gesicht vom vielen Gin-Trinken, vorstellte, und er mich bat, die ganze Suche doch nicht als *fulltime job* aufzufassen.

Doch in der Zwischenzeit hatte ich schon einen Rückanruf aus dem Verteidigungsministerium erhalten, und Flight Lieutenant Pike hatte mir angekündigt, dass ein Kollege von ihm, mit irgendeinem englischen, vornehm tönenden Doppelnamen, den ich nicht richtig mitbekam, mir weitere Informationen über den in Frage stehenden Maler zuschicken würde; er selbst hoffe, dass es mit einer Fotografie vielleicht doch noch möglicherweise klappe; und circa eine Woche später, in der ich mich noch immer kaum von meinem Schock erholt hatte, einen Anruf aus der gepanzerten Festung des *MoD* erhalten zu haben, wurde mir sogar ein Brief zugestellt, von P J Litterick-Biggs, CS (bracket FM bracket) Po 12, Room 2/55, adressiert an einen Mister Howland, worin PJ Litterick-Biggs mir mitteilte, «I understand from the Flag

Lieutenant of the Admiralty Board, Ltd Cdr Martin Pike», dass ich ein bestimmtes Bild suche «and as I am responsible for the Ministry of Defence's Works of Art your request has been passed to me»; er sei nunmehr in der glücklichen Lage, mir mitteilen zu können, dass besagtes Bild tatsächlich in der Sammlung des *Admiralty House* hänge, welche aber vom *National Maritime Museum* verwaltet werde; das *MoD* selbst besitze deshalb kein Foto, aber vielleicht habe das Schifffahrtsmuseum eines. Er wolle freilich noch hinzufügen, dass sie im Besitze von drei weiteren Bildern des besagten Malers seien, und er hoffe, das Schifffahrtsmuseum, dem er meine Anfrage weitergeleitet habe, könne mir weiterhelfen. Worauf ich, kaum glaublich, einen Tag später von jenem Museum einen freundlichen Brief mit einem Bestellformular erhielt, zwei Monate, nachdem die Suche begonnen hatte. Glücklicherweise schrieb ich meinem Freund: «Mein Lieber, Wie Du der Beilage entnehmen kannst, sind wir, unglaublich, kurz vor dem Ziel. Das Dia ist jetzt lokalisiert, im National Maritime Museum, Preisliste liegt bei; beim Durchlesen habe ich allerdings gesehen, dass, Punkt 4, das Copyright für einen Abdruck gesondert angefordert werden muss, was ich jetzt telefonisch getan habe; das Formular NMM 22 geht heute Nachmittag auf die Post an mich; danach wird es dann sicher nochmals einen Rückruf brauchen, weil das Formular wahrscheinlich ein Subformular NMM 22 b) ins Ausland braucht; aber es kann sich höchstens noch um eine Woche handeln.»

Bevor mein Freund noch antworten konnte, war ein weiterer Brief an ihn fällig:

«Mein Lieber,

Beiliegend, endlich, das Objekt unserer beider Begierden. Antrag zur Abdruckgenehmigung ist eingereicht, hab ich aber noch nicht erhalten. Ich schick sie nach, sobald sie eingetroffen ist, ebenso die Rechnung.»

Drei Tage später, denn die englische Post wird noch zweimal im Tag zugestellt, hiess es dann: «Mein Lieber, Ich hab heute morgen eben die Abdruckgenehmigung für das Bild erhalten. Sie verlangen, wie Du der beiliegenden Rechnung entnehmen kannst, 34 Pfund (beim gegenwärtigen Kurs also circa 80 Franken; das Dia selbst hat 10 Pfund gekostet). Ich nehme ja an, dass Du diese Summe bei deinem Blatt an der Falkenstrasse als Spesen geltend machen kannst. Du musst mir also nur eine kurze Notiz schicken, dann zahle ich den Betrag ein und schicke eine Gesamtrechnung», und ich lehnte mich befriedigt zurück.

Doch ich hatte mich etwas zu früh gefreut. Zwei Tage später erhielt ich einen aufgescheuchten Brief meines Freundes, der mir zwar für das mittlerweile eingetroffene Dia dankte, mir aber erklärte, es sei noch keineswegs sicher, dass er seinen Aufsatz in jener Zeitung veröffentlichen wolle, mit dessen Renommee ich sowohl seine Arbeit automatisch verbunden als auch mich bei P J Litterick-Biggs in ein günstiges Licht gesetzt hatte. Glücklicherweise hatte ich erst den Betrag für das zugeschickte Diapositiv bezahlt und liess deshalb den Antrag für die Abdrucksgenehmigung achtlos in den Papierkorb fallen. Worauf mich einen Monat später eine Mahnung erreichte, ich hätte meine Copyright-Gebühr für einen brieflich bestellten Abdruck eines Bildes des *National Maritime Museum* noch nicht bezahlt. In einem höflichen Brief setzte ich der Fotoabteilung des Museums auseinander, dass, «due to unforeseen circumstances», der Artikel mit dem geplanten Abdruck erst später erscheinen und ich zu gegebener Zeit eine entsprechende Abdruckgenehmigung einreichen werde. Als sich die Mahnung zwei Wochen später wiederholte, bestätigte ich meine erste Erklärung in ebenso höflicher Form. Seither warte ich geduldig auf einen weiteren Brief.

1994

Kindergeschichten

In England spukt es gewaltig. Das glauben nicht nur die Erwachsenen, sondern wissen auch alle Kinder. Kaum ein Haus ohne Poltern, kein richtiges Schloss ohne Geist. Schottland im hohen Norden ist gar noch reicher an Gespenstern; wer kennt nicht das Ungeheuer vom Loch Ness? Oder die Feen, die *banshees*, die seltsam klagende Musik von sich geben. Und auf der englischen Landschaft jagen Frauen mit wehenden Kleidern hinter glühenden Hunden und kopflosen Reitern her.

Selbst das grosse, städtische London wird natürlich von allerlei Spukhaftem heimgesucht. Die 12-jährige Elizabeth Parsons konnte davon mehr als nur eine Geschichte erzählen. In ihrem kleinen Elternhaus an der Cock Lane meldeten sich immer wieder ein kratzendes Geräusch und dann eine Stimme. Eine in ein Leichentuch gehüllte Gestalt erzählte blutige Dinge. Die «Kratzende Fanny», wie sie getauft wurde, war bald eine Stadtberühmtheit, Untersuchungen wurden eingeleitet, ein königlicher Bericht verfasst. Er wies darauf hin, dass die Stimme der kratzenden Fanny verdächtig ähnlich wie die des Mädchens selbst tönte; aber das Kratzen hat sich vielen Menschen unauflöslich eingegraben.

Schade nur, dass das kleine Haus an der Cock Lane nicht mehr steht und so wohl ewig unsicher bleibt, ob, was sich vor 250 Jahren abspielte, auch weiterhin gehört werden könnte. Andere berühmte Stätten sind ebenfalls niedergerissen, etwa das Pfarrhaus von Borley, das als spukreichstes Haus in England galt, weil sich dort seit Jahrhunderten Geister umtrieben, bis es 1950 ausbrannte. Jetzt hat ein anderes Gebäude diesen Ruf übernommen: Das Schlösschen Sanford Orcas soll von nicht weniger als 14 Geistern heimgesucht werden, darunter einer Roten und einer Grünen Frau, einem schwarzen Jagdhund und einem Mönch.

Natürlich können da auch die königlichen Gebäude nicht zurückstehen. Im berühmten *Tower*, der einst als Gefängnis diente, behaupten die rot gewandeten freundlichen Wächter noch heute steif und fest, dass es zuweilen gar schauerlich in den Gewölben ächze. Es ist die schöne, unglückliche Anna Boleyn, die Ur-ur-ur-ur-Urgrossmutter der heutigen Queen, die von ihrem finsternen Mann ums Leben gebracht wurde.

Aber genug solcher Geistergeschichten aus der blutigen Geschichte. Denn auch im Alltag spukt es ganz gehörig. Kürzlich sind wir in eine neue Wohnung gezogen, in ein kleines Knusperhäuschen, von aussen wie mit Streuselkuchen bestreut, etwas windschief, ein Erkerchen lehnt sich fröhlich aus dem Haus zur Hecke, und auf dem Dach sticht eine ganze Batterie von Kaminen in den Himmel. In unserer Strasse reiht sich ein solches Streuselkuchenhaus ans andere, und so haben wir unsere Haustüre in einem besonderen Blau streichen lassen, damit wir nicht aus Versehen ins falsche Haus geraten. Das wäre ein Spuk, sich im fremden Haus zurechtfinden zu müssen! Es reicht uns schon im eigenen mit Merkwürdigkeiten. Gegen Abend streicht uns ein kalter Hauch um die Beine, und es stöhnt und singt wie eine Windharfe. Ob wohl in der hohlen Tür ein kleiner Gremlin sitzt? Kaum waren wir eingezogen, wurde neben unserer Haustüre der Boden etwas ausgebessert; am nächsten Tag hatten sich geheimnisvolle Fussspuren in den Zement gebrannt. Die erinnern uns noch heute an das, was alles durch London kreucht und fleucht. Am nächsten Tag dann fanden wir die geheimnisvollen Fussspuren auf den Manuskripten und Büchern, die aufgeschlagen auf dem Schreibtisch gelegen hatten. Wer will uns da zu verstehen geben, was er von unserer Lektüre hält? dachten wir verwirrt. Diesen Abend schliefen wir vorsichtig ein, und in der Nacht schossen wir hoch: Grün blinkende Augen starrten uns an, abgrundtief rätselhaft. Ein Satz aus dem Bett, da sprang das Wesen durch den Kamin, wie einst, nicht weit von uns entfernt, Mary Poppins.

Hinten geht unser Haus auf einen kleinen Garten. Daraus sind weiterhin klagende Weisen durch die Nacht zu hören. Auch drei Katzen, haben wir gelernt, treiben es wild um uns. Denn der Garten ist in den letzten Jahren etwas verwildert, mit Unkraut und Gestrüpp. Mit Neid blicken wir deshalb auf die Bäume der Nachbarn. Der Apfelbaum, der schon seine Früchte über den Zaun hängt, steht leider nicht gerade nebenan, sondern noch einen Garten weiter. Keine Chance also, gratis an die Früchte zu kommen. Doch dann, eines Morgens, liegt uns in unserem Garten ein Apfel zu Füssen. Woher der gekommen sein kann? Sollte der Wind...? Am nächsten Morgen lesen wir verblüfft zwei Äpfel auf. Aber es war doch vollkommen windstill gewesen den letzten Tag und die letzte Nacht? erinnerte ich mich nicht dunkel an die Apfelfrau, die ihre milden Gaben geheimnisvoll verteilte?

Am nächsten Morgen lagen wir früh auf der Lauer. Und siehe da: Das Nachbarskind las fein säuberlich die Äpfel zusammen, die in seinen Garten gefallen waren, sortierte die etwas fleckigen aus und warf sie uns dann fröhlich weiter. So löste sich dieser Spuk in einen freundlichen kleinen Geist auf, Harriet mit Namen.

Harriet ist fünfjährig, und sie weht tatsächlich federleicht wie eine Elfe durch den Garten. Harry, ruft dann ihre Mutter, und muss sie beinahe am Boden anbinden. Als wir sie am Mittag über den Gartenzaun erblicken, bedanken wir uns artig für die Äpfel. Harriet blickt kriegerisch zurück: Die waren kein Geschenk, sagt sie. Was sie denn mit den Äpfeln gewollt habe, fragen wir vorsichtig. Nun, sagt sie, sie übe sich darin, ein *boggart* zu sein. Natürlich spitzen wir die Ohren. Was das sei, ein *boggart*? Ein *boggart* sei eben ein *boggart*. Ob wir die denn nicht kennen? Beschämt müssen wir eingestehen: Nein. Ein *boggart*, sagt Harriet, der treibt seine Scherze mit den Menschen. Er zwackt sie in die Ohren, oder wirft ihnen faule Äpfel in den Garten. Ein Kobold? fragen wir und Harriet nickt ab dem fremden, aber ähnlich klingenden Wort. Wenn die Scherze nur freundlich bleiben, mischt sich ihre Mutter ein, und Klein Harry belehrt sie, dass es sonst eben kein *boggart* mehr sondern viel eher ein *bogey* sei. Was ist das denn wieder, fragen wir verwirrt. Und erfahren jetzt, dass mit dem *bogey* gar nicht zu spassen sei. Der scherzt grob und böse, meint Harriet. Zuweilen auch, sagt die Mutter und senkt die Stimme, kommt der *bogeyman* unartige Kinder holen. Aber Klein Harry scheint sich nicht zu fürchten. Verständlich: Als *boggart* muss sie ja keine Angst vor einem andern Geist haben!

Wir lassen sie jetzt weiter üben, mit Äpfeln und Schnecken, die sie schön säuberlich von den Blumen ihrer Mutter abliest und in unserem Garten aussetzt, damit sie bereit ist für ihre grosse Zeit, jeweils im Herbst, wenn Nebel Stadt und Land verhüllen. Dann schnitzen sich die Kinder aus Kürbisköpfen Masken und sammeln sich zu Scharen. Wir kennen solche Räbeliechtli auch aus der Schweiz; vielleicht sind sie hier in England etwas grösser. Gespenstisch wandern dann abends hell beleuchtete Köpfe durch die Strassen; das Herz stockt einem beinahe, wenn man angehalten wird und hohe Stimmen fragen: *trick or treat*? Da ist es besser, sich mit Süssigkeiten loszukaufen, sonst wird einem mit einem Streich mitgespielt. Es ist wie ein verfrühter Schulsilvester, und einiges davon kennt man auch in Amerika; doch die englischen Kinder haben noch eine andere Geschichte darin eingepackt, vom *Guy Fawkes*, der einst viel Feuerwerk unter

dem Parlament anbrachte. Sie rüsten sich deshalb neben den Kürbisköpfen auch mit Knallkörpern aus, und Londons Nebel macht die Atmosphäre noch einiges unheimlicher.

Unsere Harry geht gleich über die Strasse in den Kindergarten. Lesen kann sie erst ihren eigenen Namen, aber eine der bekanntesten Geistergeschichten kennt sie beinahe auswendig: Charles Dickens «A Christmas Carol», «Ein Weihnachtslied» oder «Eine Weihnachtsgeschichte», in dem der böse alte Geizhals Mr. Scrooge zum Guten bekehrt wird; die verfilmte Geschichte kann man auch in der Schweiz an jeder Weihnachten im Fernsehen sehen. Später wird sie dann William Shakespeare lesen, den berühmtesten englischen Dichter, der in seinen Stücken Hexen ihren Zaubertrank brauen lässt.

Harriet geht zusammen mit dem benachbarten Mädchen in den Kindergarten. Das stammt aus der Karibik. Da sind die Geister noch etwas anders als in der Schweiz und in England, dunkler, deswegen aber nicht unfreundlicher; und sie duften nach wohlriechenden Kräutern, wenn sie die Leute necken. Harriet hat uns schliesslich einen Trick verraten, wie wir von den *boggarts* profitieren können. Der Trick besteht darin, jeden Abend eine leere Milchflasche vors Haus zu stellen; und am Morgen ist sie, mir nichts, dir nichts, bis zum Rand nachgefüllt. Jetzt fühlen wir uns seit einigen Wochen wie im Märchen vom immerwährenden Haferbrei. Wir vermuten aber, dass wir diesen hilfreichen Geist bald einmal leibhaftig zu Gesicht bekommen, wenn er seinen wohlverdienten Lohn einkassieren kommt.

Kürzlich haben wir aber noch einen Spuk anderer Art erlebt. Eines Nachts sind wir wieder aus dem Schlaf hochgefahren. Eine Scheibe hat geklirrt. Wir blicken hinaus: Steigt da nicht eben ein Junge durchs Fenster der Schule? Vielleicht ein böser Traum, denken wir, und drehen uns um. Wenig später füllt Blaulicht unser Zimmer. Vor der Schule sind gleich drei Polizeiwagen aufgefahren. Stimmengewirr im Sprechfunk. Zwei Polizisten ziehen sich über die Mauer in den Innenhof der Schule. Der Mond wirft fahles Licht auf die Szene. Eine geduckte Gestalt rennt über die Dächer. Wie ein Spuk, aber diesmal nur allzu erklärlich. Am nächsten Morgen erfahren wir, zwei Jugendliche sind gefasst worden, die die Kasse der Schule suchten. Sie erwartet ein eher trauriges Los. Heutzutage nimmt der *bogeyman* zuweilen eine andere Gestalt an.

1995

Abschied in der Grossstadt

Das Krematorium lag auf einer kleinen Anhöhe. Als wir im schneidenden Wind emporstiegen, an lose angeordneten Gräbern vorbei, überholte uns hinter einem Leichenwagen eine Autokolonne, und durch die getönten Scheiben hindurch liessen sich verschleierte, verweinte Gesichter ausmachen. Vor der Kapelle markierten kleine Schildchen den Platz, auf dem Blumengaben für die an diesem Tag zu Kremierenden abzulegen seien. Auf dem ersten häuften sich die Gebinde, daneben lag die Stelle für Mrs Elsie Brand leer. Wir sahen uns an, von Elend überwältigt. Ich rannte den Weg zurück, kaufte im Blumenladen an der Hauptstrasse zornig ein paar Sträusse zusammen, die mir unter die Hände fielen; droben drapierten wir sie unter dem Pappschild.

Pünktlich fuhr ihr Leichenwagen vor. Die Leiterin des Altersheims, in dem Mrs Elsie ihr letztes Jahr verbracht hatte, war gekommen, mit ihr zwei ältere Pflegerinnen. Zu fünf drängten wir uns in der Kapelle zusammen. 75 Jahre lang hatte sie im Nachbarhaus gewohnt, drei Jahre davon kannten wir sie, sahen sie immer fragiler werden. Öfters hatten wir mit Polizei und Sozialdiensten verhandelt und zuweilen, wenn sie sich einschloss, über den Gartenzaun klettern müssen, um die Hintertür zu öffnen. Nachdem sie zuerst ins Spital eingeliefert und dann ins Altersheim umquartiert worden war, hatten uns gelegentlich Leute in der Strasse gefragt, was mit ihr geschehen sei; aber ausser von uns war sie in ihrem letzten Jahr von niemandem besucht worden.

Jetzt war dieses Leben zu Ende, nach 94 Jahren, und fünf Leute fanden sich zum Abschied ein. Doch die Grossstadt London hatte Elsie zuvor schon verschlungen. Nach dem Tod ihrer Mutter vor dreissig Jahren, die sie zumeist noch am Leben glaubte, schien sie keinerlei Bekannte mehr zu haben; sie hatte ihr Leben zunehmend als unnütz empfunden und uns erklärt, die Einsamkeit habe sie *potty*, plemplem gemacht. Doch dabei war ein Lächeln über ihr Gesicht gezogen, das an eine ferne Schönheit erinnerte und eine Freude verriet, die nun wie die Einsamkeit nicht mehr sein würde.

1996

Aug' in Aug'

Am Donnerstag hatten uns Fernsehbilder noch beinahe zu Tränen gerührt, als er die Treppe zu *Westminster Hall* hinunter gestiegen war und dabei, unsicher geworden, nach der Hand der Sprecherin des Parlaments gegriffen hatte, die, im vollen absurden Ornat ihres jetzigen Amtes, fest zugepackt hatte, nachdem sie sich zuvor stolz an ihre radikale Vergangenheit als Anti-Apartheid-Aktivistin erinnert hatte.

Als am Freitagmorgen im Radio sein Besuch im Schwarzenquartier von Brixton erste Aufregung verbreitete, entschlossen wir uns, beim historischen Ereignis dabei zu sein. Aber wer die U-Bahn zu spät benützen will, den bestrafen die Massen früher Gekommener. Also war der Zugang zur Halle, in der der Gast auftreten sollte, schon hoffnungslos verstopft. Fahnen schmückten die Marktstände, ein *Sound System* heizte auf. Gehörten wir als Weisse hierhin? Die Frage ging in der allgemeinen Erwartung schnell unter. Berittene Polizei versuchte, uns in saubere Kolonnen anzuordnen. Wir fanden schliesslich einen Platz in der dritten Reihe an der Strassenbiegung, wo er zu erwarten war. Der Dunst der Grossstadt lag drückend über uns. Nein, meinte einer der auf freundlich eingestellten Staatsbeamten, der Gast werde wohl nicht zu Fuss hier vorbeikommen.

Nach einer halben Stunde erhob sich eine Erregung die Strasse entlang, Hochrufe brachen aus; aber es waren nur die leeren Wagen, die vorbeifuhren, in der Mitte derjenige mit der königlichen Standarte. Danach wieder der Freitagmorgenverkehr. Noch nie, so schien mir, hatte ich so viele Londoner Busse gesehen; wenn man sie brauchte, kamen sie ja nie, und jetzt drängten sie sich ununterbrochen an uns vorbei, zwangen uns ihre Abgase in die Nase. Eine kurze Spannung, als ein Mann versuchte, sich über die Brüstung zu schwingen, einem ihn zurückhaltenden Polizisten die Mütze vom Kopf schlug, schliesslich abtransportiert wurde. Wir bestätigten uns gegenseitig die Unnötigkeit solcher Zwischenfälle, an einem solchen Tag, und harrten weiter geduldig aus. Die Züge, die oben auf dem Viadukt vorbeifuhren, liessen ihre Pfeifen spielen und wurden freudig zurückbegrüsst.

Die Reihen waren nach anderthalb Stunden dichter geworden, kein Platz mehr zum

Schlappmachen; während der Gast, wie wir später im Fernsehen sahen, bei seinem Abgang aus der Halle beinahe erdrückt wurde, kaum zum Auto gelangte, von Händen und Körpern und Liebkosungen umlagert. Draussen, *live*, sahen wir eine Bewegung von der Halle her kommen, eine Welle, dann Sicherheitsbeamte im Eilschritt, ein Auto kroch im Schrittempo in die Kurve. Ich versuchte, mit meinem Blick die vordrängende Masse und die verdunkelten Scheiben zu durchdringen: Eine schattenhafte Figur, am Fenster auf unserer Strassenseite, das konnte er nicht sein, er musste auf dem andern Platz sitzen, ja, da sah ich das berühmte gemusterte Hemd, plötzlich drehte Nelson Mandela sein Gesicht und blickte mir, unter einem Ohr von Prince Charles hindurch, eine Viertelsekunde lang direkt in die Augen; die Massen drängten nach, das Auto beschleunigte, und ich war ein besserer Mensch geworden.

1996

In den Strassen ein kalter Wind von Freiheit

Im British Museum hatte ich mich wieder durch die Massen von Besuchern durchzukämpfen. Englische Schulklassen, italienische Touristen, Japaner mit den unvermeidlichen Videokameras, bis mich die Ruhe der British Library empfing.

Mildes Licht fiel durch die Kuppel. Drei Galerien hoch standen die Buchregale im Kreis. Hier lagerten die erarbeiteten, erworbenen, zuweilen geraubten Schätze eines Imperiums. Im Museum sind sie allen frei zugänglich; in der Bibliothek braucht es eine spezielle Bewilligung, vom öffentlichen Raum scheiden ein Warnschild und zwei uniformierte Wächter: Zutritt nur für Befugte.

London bietet beides. Die Stadt öffnet sich, präsentiert, und sie grenzt ab, schliesst aus. Sie stellt zur Verfügung, und sie selektioniert den Zugang.

Als ich am Abend heimfuhr, in der U-Bahn, sahen wir uns in die gleichgültigen Gesichter, die man zuweilen für stoisch halten konnte, eingeschlossen in einen Raum, vereint in einem gemeinsamen Interesse, und uns doch fremd. Die Lautsprecherdurchsage schien diesmal etwas dringlicher als das übliche unverständliche Geknister: Die Umsteigestation zur Eisenbahn war geschlossen, es wurde empfohlen, die U-Bahn früher zu verlassen und den Fusssteig über die Themse bis zur Bahnstation zu nehmen. Wir sahen uns an, in einem Zorn, der sich schon mit Resignation gemischt hatte, und schoben uns langsam nach oben.

Draussen fuhr ein englisches Frühlingsgewitter auf uns los. Aus der Gemeinsamkeit entlassen, winkten die einen Taxis, drängten sich die andern in volle Busse, stellten sich die dritten schief gegen den Wind und machten sich auf den Fussmarsch über die Themse.

London ist wie andere Grosstädte am Zusammenbrechen. Die Stadt funktioniert trotzdem weiter. Die Infrastruktur ist überfordert. Die Durchschnittsgeschwindigkeit auf den Strassen ist ins Droschkenzeitalter zurückgekehrt. Der öffentliche Verkehr gilt als nationaler Witz. Die Bausubstanz der hundertjährigen Reihenhäuser ist am Zerbröseln.

Dienstleistungsbetriebe haben Gewerbe und Industrie verdrängt. Die Metzgereien sind nicht erst seit BSE über keinen Verdacht erhaben. Die Schadstoffwerte bei den wenigen Messstationen übersteigen die Grenzwerte. Schädliche fünf Prozent des Abfalls werden recycelt, der Rest füllt die Strassen. Die Obdachlosen sind bei allem Wegsehen nicht mehr aus dem Blick zu bringen. Soziale Probleme konzentrieren sich in einzelnen Quartieren, wo sich auch die ethnischen Minderheiten ballen.

Doch wenn etwas zusammenbricht, tritt anderes an seine Stelle. Die U-Bahn quält sich trotz aller Desaster voran. Die schiefen Häuser halten sich unerschütterlich aneinander. Die Kulturszene boomt unübersehbar vielfältig. Fremdländisches Essen ist nicht bloss Exotik, sondern erschwinglicher Alltag. Die Grünflächen suchen ihresgleichen; die Post kommt zwei Mal im Tag. Manche Obdachlose haben ein prekäres Auskommen durch ein Selbsthilfeprojekt gefunden. Neben dem zerfallenden Haus schießt ein neuer Eckladen empor, oder ein Plattengeschäft. Unterschiedliche Hautfarben fallen im Alltag nicht mehr auf.

Die Grösse schafft Möglichkeiten, Spielräume, die andernorts fehlen. Kürzlich in Zürich hatte ich mich bei einer Gelegenheit versäumt. Zum nächsten Termin musste ich quer durch die Stadt fahren. Ich hastete aufs Tram, in der Besorgnis, zu spät zu kommen; kaum hatte ich mich auf einem Sitz niedergelassen, war ich auch schon angelangt, zehn Minuten zu früh. In London schätze ich die Distanzen anders ein. Sich in der Stadt zu bewegen, braucht immer mindestens eine Stunde. Das verlangt mehr Aufmerksamkeit, mehr Entschiede, gibt der Bewegung grössere Bedeutung.

Urbanität ist eine Frage des Raums. London breitet sich flächenmässig so weit aus wie der Kanton Zürich. Der Raum wird unterteilt, durchkreuzt, von Gebäuden, Institutionen, sozialen Kräften und Symbolen.

Die Teilungen schaffen kleinere Einheiten. In unserem Quartier ist an der nächsten Strassenecke das Nötigste zum Leben versammelt. Ein Waschsalon, ein Spirituosengeschäft, ein Wettlokal, ein Zeitungskiosk, zwei Eckläden, in einem davon ein Postbüro, ein Taxiunternehmen; auf der andern Seite ein Coiffeursalon, ein Schuhmacher, die lokale Arztpraxis, ein Café, eine chemische Reinigung. Das wirkt dörflich. Doch die Beziehungen sind nicht mehr dörflich. Keine heimeligen

Treffpunkte, nur Orte eben, wo sich das Nötigste holen lässt.

Oder auch nicht; der Postbeamte ist weit herum verhasst als unfreundlichster Beamter in ganz Südlondon. Man grüsst sich, flüchtig; man geht Zweckgemeinschaften ein. Die Kommode, die unsere Nachbarn nicht mehr brauchen können, findet ihren Weg via unsern Vorgarten in den Zeitungsladen an der Ecke.

Wir bleiben doch auf Distanz, selbst mit unserer indischen Zeitungsverkäuferin. Wir sind gute Kunden, aber was können wir ihrer Tochter anbieten, die keine Lehrstelle findet, weil ihr Englisch mangelhaft ist?

Raum, Ort verbinden nicht automatisch. Beziehungen stellen sich immer noch anders her. Durch Arbeit, durch Gemeinsamkeiten wie Kinder und deren Schulprobleme. Als wir eine Kollegin aus einem entfernten Quartier einladen, merken wir, dass sie gerade gegenüber einer andern Freundin von uns wohnt. Warum sollten sie sich in ihrem Quartier je gekannt haben?

«Habitat» hat die Uno ihre diesjährige Konferenz zu Problemen der weltweiten Urbanisierung genannt. *Habitat* heisst in England eine Möbelkette: Ausstattungen für den jungen Mittelstand, bunte Farben, elegant-moderne Formen.

Der städtische Raum wird durch wirtschaftliche Kräfte durchzogen. Die Globalisierung der Wirtschaft lässt die Innenstädte sich angleichen. Das Klagelied ist nicht ganz neu; doch gleich um die Ecke der Innenstadt und unseres Quartiers sieht es noch immer anders aus, widerspenstig und widerständig.

Die Grossstadt bleibt Hoffnung: Für Junge aus der Provinz, für Immigranten, für uns Schweizmüde. Sie ist abschreckend: Jährlich verlieren die urbanen Gebiete in England 100'000 Bewohner. Die suchen das Land und überbauen es mit einer vergrösserten Version jener Häuser, die sie enttäuscht hinter sich gelassen haben.

Zuweilen sagen wir, London sei Provinz. Wir meinen dann, sie stelle uns nicht alles zur Verfügung, was wir wollen. Amerikanische Filme laufen später an als in der Schweiz. Ökologie wird als Fremdwort bestaunt. Die Zeitungen kennen bloss die eigene Stadt als

den Nabel der Welt. Das zeigt nur, die Erwartungen sind hoch. Wenn wir alles wollen, haben wir uns auf den Warencharakter der Dinge eingelassen. Aber wir halten darin die Möglichkeiten des Gebrauch und seines Wertes fest.

Der mythische Geist der Stadt kann nur der Geist der Städterinnen und Städter sein, die sie bewohnen. Deren Einheit ist eine Illusion. Das Funktionieren der Stadt und seine Ersatzmittel sind von sozialen Hierarchien abhängig. Und doch bleibt eine Gemeinsamkeit: Der weite Raum an Chancen und Möglichkeiten.

Ein Hauch von Freiheit trifft uns auf den Strassen. Ein Wind, der uns vorwärts treibt, auslüftet. Einer, der uns zuweilen kalt durcheinander wirbelt. Wir brauchen Vertrautheit, Bewährtes und Neues, Unbekanntes zu gleichen Teilen. Wenn Haltungen und Gedanken von Schranken befreit sind, kann das zur Grosszügigkeit werden, oder zur Rücksichtslosigkeit, oder zur Gleichgültigkeit. Der Stadt ist das gleichgültig. Uns nicht.

1996

Fussball als Politikersatz

In britischen Wahlkämpfen der 1980er Jahre traten Popmusiker öffentlich für Labour auf; *red waves* und Tonschwingungen sollten das Land überzeugen helfen. Genützt hat es nichts. Mittlerweile tritt Labour für nicht mehr viel auf, hat aber Erfolgchancen. Aussagen zu Politik von Kulturschaffenden werden entsprechend peinlicher. Etwa wenn das lautstärkste der *Spice Girls* verkündet, Margaret Thatcher sei ihr Vorbild gewesen, oder wenn sich das neuste Seite-Drei-Girl der Boulevardzeitung *Sun* für Labour erklärt.

Überzeugender wirkt der gezielte Einsatz für einzelne Kampagnen. Beispielsweise für die Liverpools Dockarbeiter. Die streiken seit beinahe zwei Jahren, nachdem die privatisierten Hafenernehmer die berüchtigte Arbeit auf Abruf wieder eingeführt hatten. Damit ist die Tagelöhnerexistenz zurückgekehrt, die die Docks vor rund 25 Jahren nach einem heftigen Arbeitskampf ein für allemal abgeschafft geglaubt hatten. So stürmt die flexibilisierte Globalwirtschaft zurück in die Vergangenheit.

Der Kampf der 500 Docks, von ihrer Gewerkschaft kaum und von der neuen Labour-Partei gar nicht unterstützt, findet nur gelegentliche Medienaufmerksamkeit. Da hilft es sogar, wenn Künstler für sie auftreten. Den Auftakt machte letztes Jahr eine Benefizveranstaltung verschiedener Kabarettisten. Im Februar folgte ein Konzert: *Rock for the Docks*, mit Musikern von *Lightning Seed* und *Dodgy*.

Jetzt hat auch noch der Fussball nachgezogen, normalerweise die unpolitischste der Unterhaltungskünste. Vor zwei Wochen hob Stürmerstar Robbie Fowler vom FC Liverpool nach einem Tor sein kommerziell gesponsertes Klubleibchen und entblöste darunter die Mitteilung: «Unterstützt die Docks». Für einen Tag waren die wieder in den Schlagzeilen. Die englischen Fussballbehörden befanden freilich, Politik habe in ihrem Geschäft nichts zu suchen; deshalb ist Fowler mit 2000 Franken Busse bestraft worden. So werden die politischen Ausflüge von Unterhaltungsschaffenden durch die peinlichen Reaktionen darauf gerechtfertigt.

Das vulgäre Gesicht des Kapitalismus

James Goldsmith, mit 64 Jahren in Spanien verstorben, charakterisierte das vulgäre Gesicht des Kapitalismus. 1933 als Sohn eines reichen Hoteliers geboren, scheffelte er schon als Jugendlicher in Eton grosse Gewinne beim Glücksspiel und brannte mit zwanzig Jahren mit einer bolivianischen Minenerbin durch, die wenige Monate später im Kindbett starb. In den frühen 1970er Jahren machte Goldsmith ein eigenes Vermögen am britischen Aktienmarkt und in den 1980er Jahren ein noch grösseres mit riskanten Übernahmemanövern in den USA. Mehrmals schlidderte er nahe am Bankrott vorbei; seine komplexen Geschäfte entzogen sich auch allzu genauer Steueraufsicht. Zugleich profilierte er sich mit einem aufwändigen Lebensstil, der neben drei Verheiratungen öffentliche Geliebte einschloss. Seine cleverste finanzielle Tat war es, dass er kurz vor dem Börsenkrach von 1987 alle seine Aktien abstiess, was ihn zum Pfund-Milliardär machte.

Nach der Quasi-Pensionierung stürzte er sich mit manischer Energie in verschiedene Feldzüge, die Schein und Sein zuweilen skurril auseinanderklaffen liessen. So warnte der ehemalige Börsendealer vor dem Ausverkauf der natürlichen Ressourcen der Erde und flog dafür mit einem Privatjet zwischen seinen verschiedenen Villen in Frankreich, Spanien und England sowie einer aus dem mexikanischen Dschungel gehauenen Hazienda hin und her. 1994 gewann Goldsmith, der immer die französisch-englische Doppelbürgerschaft beibehalten hatte, mit einem Anti-EU-Programm einen Sitz als französischer EU-Parlamentarier, fiel dort aber vor allem durch eine der schlechtesten Anwesenheitsraten auf.

Einst hatte Goldsmith Politiker als die «verabscheuungswürdigste Spezies auf Erden» bezeichnet; 1995 gründete er seine eigene Partei. Einst hatte er in den 1970er Jahren Ted Heath beim englischen Eintritt in die EU unterstützt und sein Vermögen auf den internationalen Märkten gemacht; jetzt trat er mit seiner Referendums-Partei gegen eine stärkere wirtschaftliche Integration Europas und die dämonisierte EU-Bürokratie auf. Die Bedrohung von rechts durch die Referendums-Partei bestärkte die konservative Regierung in der Annahme, Europa sei das zentrale Thema der Wahlen von 1997. Dabei

war es gerade umgekehrt: Grossbritannien hatte genug von einer Partei, die sich vor allem über Europa selbst zerfleischte. Goldsmith, der in einem Südlondoner Bezirk kandidierte, erreichte weniger als fünf Prozent der Stimmen. Dennoch gab er sich mit der Arroganz des Reichen als Wahlsieger, weil er die konservative Partei auf Rechtskurs gebracht habe.

Goldsmith steckte rund 20 Millionen Pfund in den Kreuzzug der Referendums-Partei. Wie bei Ross Perot in den USA hat der Fall immerhin den Trost parat, dass sich mit Geld nicht ganz alles kaufen lässt.

1997

Schal gewordene Trauer

Sie hatten sich am Vorabend aufgemacht, mit Schlafsack und Thermosflasche, um sich rechtzeitig einen Platz in der Schlange zu sichern. Als sie ankamen, glaubten sie sich am falschen Ort. Wo waren die erwarteten Massen geblieben? Sie trösteten sich mit der Hoffnung auf einen Ansturm am nächsten Morgen und mit Anekdoten über den vergangenen September, als sie sich zufällig gefunden hatten, eine Gruppe junger Frauen, in stiller Trauer verbunden. Damals hatten sie sich versprochen, gemeinsam zur Eröffnung von Dianas Grabstätte zu pilgern. Am nächsten Morgen, dem 1. Juli 1998, hatte sich eine Busladung amerikanischer Touristinnen zu ihnen gesellt und eine Schar verschämt kichernder japanischer Teenager. Nicht, dass sie etwas gegen solche Trauernden gehabt hätten, da doch Schmerz und Verehrung weltweit verbanden. Aber wo waren all die Einheimischen geblieben?

In der ersten Septemberwoche 1997 hatten Millionen von Engländerinnen und Engländern, durch die Schichten und Rassen hindurch, getrauert. Gemeinsam getrauert. Es war, als habe man mit allen Mitteln eine Gemeinsamkeit gesucht. Der 1. Mai hatte eine starke Mehrheit in der Freude über einen politischen Wechsel vereint, der 31. August und die Folgen hatten das Gemeinschaftsgefühl verstärkt. Doch 1998 war das allmählich zerbröckelt. Schon Ende 1997 hatten sich die ersten Risse gezeigt. Earl Spencer, Dianas Bruder, der beim Trauergottesdienst mit seiner Kritik an der herzlosen Königsfamilie und der mörderischen Boulevardpresse vielen aus der Seele gesprochen hatte, hatte sich bei seinem kurz darauf folgenden Scheidungsprozess als ganz normaler Aristokrat mit dem üblichen Standesdünkel entpuppt. Tony Blairs Versprechen über eine neue Volksnähe hatten sich als Schlagworte erwiesen, die die bisherige konservative Politik mit ein paar Retuschen versahen. Die versöhnenden Worte waren bald der harten Wahl der Interessenspolitik gewichen. Mit dem Abflauen des britischen Wirtschaftswunders waren die Interessen von Mittelstand und Arbeitgebern über diejenigen von Arbeitnehmern und sozial Benachteiligten gestellt worden.

Mit der politischen Enttäuschung war Gemeinschaft schal und die Projektionsfläche Diana blind geworden. Verwundert fragte man sich, wie denn eine öffentlich umstrittene Figur innert Wochen zugleich mythisch entrückt und persönlich anrührend

hatte werden können. Jetzt kehrte die Ernüchterung ein. Auch eine gemeinsame Trauer konnte die realen Interessensgegensätze nicht mehr übertünchen. Man sah sich auf die Realität zurückgeworfen. Die Aufklärung aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit konnte erneut beginnen.

1998

Rassismus und Gewalt

Auf die neue Saison hin hatte sich unser Fussballteam mit einem Mittelfeldspieler, G., verstärkt. Schusskräftig, einsatzfreudig, kommentierte er pausenlos das Spiel, kritisierte oder trieb voran und provozierte die Gegner mit einem Vokabular, das ich nur als vulgär zu bezeichnen vermochte. Letzten Sonntag gerieten wir in Ostlondon nach früherer Führung in Rückstand, nachdem ein Gegner mehrmals unbehelligt durch unsere Verteidigung spazierte war. Worauf sich G. mit ihm anlegte. Der andere reagierte mit einem groben Foul und wurde vom Platz gestellt. G. wiederum konnte das nicht unkommentiert lassen; als Nächstes sah ich von weitem, wie der Kontrahent G. mit einem Tritt ansprang und ihm dann einen Schwinger aufs Auge hieb, der G. in die Knie gehen liess.

Aufregung, Gedränge, Geschubse. Zuschauende Kollegen des ausgeschlossenen Spielers stürmten aufs Feld und konfrontierten G. damit, er habe eine rassistische Bemerkung gemacht. Dieser, groggy, aber erstaunlich unbeeindruckt, räumte ein, er habe ein Wort geäussert, das sich auf die dunkle Hautfarbe des Gegners bezog, jedoch nicht mit jener Obszönität verbunden, die ihm vorgeworfen werde, obwohl mir das bei seinem freigiebigen Gebrauch von Schimpfwörtern leider ebenfalls wahrscheinlich schien.

Mittlerweile hatte der Schiedsrichter das Spiel abgebrochen. Das Schlimmste schien überstanden, da stürzte sich einer aus unserem Team, G.s Freund, auf einen Gegner, der weiterhin bedrohlich auf G. eingeredet hatte. Ineinander verkrallt gingen die beiden zu Boden. Keiner wollte loslassen; jetzt umringten zehn zornige junge schwarze Männer unseren Mitspieler, schlugen und traten auf ihn ein, und ich fand mich neben ihm stehend, über ihn gebeugt, rief, auf Deutsch und auf Englisch, loszulassen und aufzuhören und versuchte zu schützen, zu trennen oder was auch immer. Im Augenwinkel nahm ich einen Mob wahr, der womöglich auch mir an den Leib wollte, doch konnte ich die Gewalt nicht einfach so weitergehen lassen. Schliesslich war unser Spieler, blutend, mit zerrissenem Leibchen, weggezerrt. Wir packten unsere Taschen und verliessen das Spielfeld, unter höhnischen Bemerkungen, die auf unsere Männlichkeit, Ehre und andere Tugenden zielten und mir auch nicht viel ehrenwerter

als der verbale Rassismus meines Kollegen schienen. Aber wo liessen sich da noch Recht und Unrecht ausmachen in diesem männlichen Hordenverhalten?

1999

Gezähmte Gewalten

Dies also ist der Ort, an dem Marilyn Monroe ihren Liebhaber küsst, in der Gischt der *Niagara Falls*, während ihr depressiver Mann im Hotelzimmer auf sie wartet. Die Stelle ist heute zwar mit einem Gitter abgesperrt, aber die Aussichtsplattform unter den Wasserfällen steht noch wie einst. Und noch immer rühmt sich die Stadt, Nordamerikas Flitterwochen-Metropole zu sein, so wie im Film *Niagara* zwei Flitterwöchner über die Rainbow-Brücke ins kanadische Niagara Falls fahren, um in das Drama von Marilyn alias Rose Loomis verwickelt zu werden.

Der Film machte sich selbst und dem Publikum bewusst, dass hier ein neuer Stern aufgehen sollte. Seit 1948 hatte sich Marilyn Monroe in 17 Filmen als Blondine vom Dienst hochgedient. Mitte 1952 war der Skandal um eine frühere Nacktaufnahme geplatzt, die jetzt im Golden-Dreams-Kalender in Tankstellen und Coiffeurläden hängt. *Niagara*, zuerst für den damaligen Star Anne Baxter gedacht, wurde hastig auf Marilyn Monroe ausgerichtet, die als verwerfliche Schurkin eigentlich nur die zweite Hauptrolle spielen sollte.

Lasziv verweilt die Kamera auf ihr. Da ist der bislang längste Gang der Filmgeschichte, der MMs Hüftschwung zeigte – 116 Schritte, zumeist von hinten gesehen; das Gesicht mit den grossen Augen, den tiefroten Lippen und den blonden Locken; ein Kleid, für das man, wie es im Film heisst, ab dreizehn Jahren trainieren muss; blosse Schultern im Bett; eine Duschszene, gewagt für die 1950er Jahre.

Entsprechend fielen die Pressereaktionen aus, als der Film im Januar 1953 anlief. Zwei neue Weltwunder seien zu entdecken, befand die *New York Times*, und wollte sich nicht zwischen den Wasserfällen und MM entscheiden, und die *New York Tribune* meinte, die Schauspielerin trage ein Kleid, mit einem Ausschnitt, der die Knie sehen lasse: Das Kleid sei feuerrot, und die Schauspielerin habe sehr hübsche Knie.

Was ist vom Schauplatz geblieben? Im Film wird im Tunnel unter den Wasserfällen schweres Ölzeug abgegeben, gelb und schwarz nach Geschlechtern assortiert, und die Schuhe aller Besucher werden gegen Gummistiefel ausgetauscht. Das ist heute enttäuschend gewöhnlich, routinemässig nüchtern. Wo im Film zahlreiche Angestellte

behilflich sind, wird man heute von Hilfspersonal kurz eingewiesen und muss sich selbst in einen billigen Plastiküberzug mühen.

Anderen Schauplätzen ist es noch schlechter ergangen. Der Glockenturm, wo Marilyn Monroe ein böses Ende findet, steht gegenwärtig trostlos abgesperrt inmitten einer Baustelle, die klassizistische Busstation wurde abgerissen, der öffentliche Verkehr auf eine öde Vorortsstrasse verbannt. Und hinter dem Glockenturm, einst das unbestrittene Markenzeichen der Stadt, ragt heute mindestens doppelt so hoch der Turm des Casinos in die Luft, den man selbst mit aller postmodernen Ironie nicht anders denn als hässlich bezeichnen kann.

Marilyn ist seit *Niagara* eine Ikone des Jahrhunderts geworden. Im Ort Niagara Falls bleibt ihre Präsenz bescheiden. Knapp wird auf Drehorte hingewiesen. Und natürlich ist sie im *Movieland* vertreten, einer Sammlung von Wachsfigurentableaus aus *Tinseltown*. Aber kurioserweise wird *Niagara* dort nicht erwähnt, nachgestellt ist vielmehr die Szene mit dem hoch gewirbelten Rock über dem New Yorker U-Bahn-Schacht. Das mag auf eine grundsätzliche Ambivalenz von MM hinweisen. *Niagara* zeigt, wie Gefahr ins Flitterwochenparadies einbricht. Monroe führt Sex als Verlockung vor. Zumeist bleibt er unerfüllt. Oder muss nachträglich gesühnt werden. Schliesslich hat die fatale Attraktion der Ehebrecherin noch in jüngerer Zeit in der verdienten Bestrafung geendet.

Auch das andere Weltwunder ist nicht unbeeinträchtigt geblieben. Die Wasserfälle überwältigen noch immer, als Attraktion aber nützen sie sich ab. Da kommt es gelegentlich, dass die Wassermassen Elektrizität liefern, dank der nachts 18 Hochleistungsscheinwerfer die Fälle beleuchten, und im Winter zeigt ein *Festival of Light* Figuren aus der amerikanischen Geschichte und Populärkultur. Doch die Touristenattraktion, die ihre eigenen Hilfsmittel liefert, um sich in ein noch besseres Licht zu rücken, genügt auf die Dauer nicht. Längst kehren die einstigen Flitterwöchner mit Kindern an die Niagara Falls zurück. Für sie steht eine Vergnügungsstrasse bereit: Als grösste Attraktion zieht seit einiger Zeit das Casino die Massen an. Auf drei Etagen fließen hier Jetons und Geld. Leidenschaft ist endgültig hart metallisch gefroren.

1999

Das Gute und das Richtige

Nachdem unser Problem mit Rassismus und Gewalt auf dem Fussballplatz durch die Liga-Aufsicht gelöst wurde, die unsern provokativen Spieler auf Lebenszeit sperrte, sind wir im jüngsten Spiel in ein neues ethisches Minenfeld geraten. Eins zu Null im Rückstand, drückten wir in der zweiten Halbzeit auf den Ausgleich. Meinen Bewacher austricksend, drang ich in den Strafraum ein und wollte zum Torschuss ansetzen, als mir der letzte Verteidiger den Ball vom Fuss wegstipfelte. Im aufgeweichten Boden geriet ich durch den eigenen Schwung ins Stolpern und fiel hin, während der Ball harmlos über die Auslinie rollte, worauf der Schiedsrichter, schon zuvor durch ein paar kuriose Entscheide aufgefallen, auf den Elfmeterpunkt zeigte. Spontan schockiert, bestritt ich die Berechtigung des Penaltys und meinte, es sei wirklich kein Foul gewesen. Worauf der Schiedsrichter seinen Entscheid änderte und einen Corner gab.

Meine Mitspieler waren viel zu verblüfft, um allzu heftig zu reagieren, aber wir verloren unseren Schwung, kassierten in den letzten zehn Minuten drei weitere Tore, und auch mein in der Nachspielzeit erzielt es Ehrengol vermochte an der nachträglichen Stimmung in der Umkleidekabine nicht viel zu ändern.

Seither wogt in unserem Team eine Debatte über das Gute und das Richtige. Ich habe mich weitläufig damit verteidigt, dass wir unserem Namen *Philosophy Football* alle Ehre gemacht hätten, dass Fairplay schliesslich eine englische Erfindung und ein moralischer Sieg wichtiger als ein mit unlauteren Mitteln erzielter spielerischer sei undsoweiter undsofort; ich habe jetzt aber eingewilligt, mein Gut-Sein künftig zu suspendieren, bis wir mindestens Drei zu Null in Vorsprung sind, wohl wissend, dass dies bei unserer gegenwärtigen Form kaum je eintreffen wird.

2000

Das Ende des Commonsense

Anfang Oktober ist die Europäische Menschenrechtskonvention ins britische Recht übernommen worden, begleitet von düsteren Warnungen, damit werde grundsätzlich mit der juristischen Tradition Englands gebrochen, die auf dem *Common Law* beruhe, das heisst die Rechtssprechung nicht kodifiziere wie in Resteuropa, sondern am Einzelfall orientiere und auf die Einsicht der Richter vertraue. Zeigt sich darin, wird gesagt, nicht eine viel tiefer gehende Scheidelinie: englischer Pragmatismus versus kontinentales Systemdenken, ja, englische Reform versus kontinentale Revolution. Kein Zufall, dass *Commonsense*, der gesunde Menschenverstand, ebenso wie *Fairplay*, im Duden ins Deutsche eingebürgert worden ist. Was haben dagegen die Deutschen der englischen Sprache beschert? *Weltanschauung* und *Schadenfreude*.

Im Übrigen hatte man die radikale Herrschaft des Mob gerade ein paar Tage zuvor gesehen, als die französischen Lastwagenfahrer und Bauern das Recht in ihre eigenen Hände nahmen und ein Land samt englischen Ferienreisenden erpressten. Die BBC zeigte zustimmend ein paar Touristen, die den Streikenden unmissverständlich ihre Meinung kundtaten, und eine Gruppe, die eine Blockade umgangen hatte, sah sich von den englischen Medien heroisch gefeiert.

Wenige Tage später wurden auch in England Barrikaden gegen die hohen Benzinpreise gebaut. Ein Land kam zum Stillstand. Nicht nur Tankstellen, sondern Brotgestelle leerten sich, WC-Papier geriet zur Mangelware, Rationierungsmassnahmen wurden angeordnet und Notstandsgesetze erwogen.

Ironischerweise verursachten nicht so sehr die Blockaden, sondern die in ihrem Angesicht erfolgten Hamsterkäufe die Benzinknappheit. Der Run auf den letzten Tropfen Benzin wurde von den Medien zur Überlebensmassnahme erklärt. Gelegentlich musste Polizei eingesetzt werden, um Streitigkeiten an Tankstellen zu schlichten.

Langjährige Aktivisten direkter Proteste nahmen verblüfft zur Kenntnis: Der starke Arm von ein paar hundert Demonstrierender vor zehn Ölraffinerien schien zu genügen, um alle Räder still zu stellen. Die Lehre musste bald ein wenig modifiziert werden. Die

Ölmultis, so wurde bekannt, stellten den Tanklastwagenfahrern anheim, ob sie die mehr demonstrativen als realen Barrikaden passieren wollten, und die Werkleitungen verzichteten darauf, die Polizei zum Eingreifen aufzufordern. Zeitungen, die eine Woche zuvor gegen die französische Anarchie gewettert hatten, lobten jetzt die echt englische Art der Barrikaden mit ihren Teestuben.

Die Erkenntnis, dass mächtigen Interessenvertretern einige Proteste durchaus gelegen kommen, ist nicht so neu. Neu war, dass sich in der Unterstützung für die Proteste, oder in der Reaktion darauf, eine allgemeine Devise durchsetzte: Freie Fahrt für mein Auto. Nun ist integrierte Verkehrspolitik in England ein Fremdwort, aber diese schrankenlose Hingabe ans Auto und seine Bedürfnisse wirkte doch überraschend.

Die Barrikaden waren schon weggeräumt, da kam es erneut zu Hamsterkäufen, weil in einer lokalen Radiostation von einer möglichen Wiederaufnahme der Blockade gesprochen wurde. Pragmatismus und Gelassenheit waren endgültig durch Hysterie abgelöst.

Man hat die Benzinproteste mit dem verlorenen Glauben an herkömmliche Politikformen und die repräsentative Demokratie zu erklären versucht. Solche Motive muss man einem Schweizer Publikum nicht erläutern. Doch scheint der englische Protest tiefer zu gehen und einen verlorenen Glauben an soziale Institutionen anzuzeigen. Die seit zwanzig Jahren betriebenen Attacken auf den Sozialstaat samt Verunglimpfung des Steuerprinzips haben in die Psyche durchgeschlagen. Zugegeben, schon die 1980er Jahre waren zur Epoche des Egoismus erklärt worden und führten schamlose Bereicherung vor. Doch blieb das damals auf die Konjunkturgewinnler beschränkt. Jetzt hat es den Nationalcharakter erfasst.

Denn der Benzinprotest kam nicht aus heiterem Himmel. Ein paar Wochen zuvor war es zu Pädophilenhatzen gekommen. Von den Boulevardmedien angestachelt, hatten sich kleine Gruppen zu gewalttätigen Wächtern der öffentlichen Moral erklärt. Es waren vor allem sozial benachteiligte Gruppen gewesen, die sich ein kurzes Machtgefühl versprachen. Davor hatte die *Countryside Alliance* letztes Jahr den Hyde Park und die öffentliche Meinung besetzt. Entstanden als Gruppe zur Verteidigung der Fuchsjagd, bemüht sie sich mittlerweile, sich zur unpolitischen Vertreterin der Landwirtschaft und

eines ländlichen Lebensstils zu stilisieren, aber ihr Schlachtruf bleibt letztlich: Uns soll ja keiner in das dreinreden, was wir machen, weil wir es uns leisten können.

Als die *Alliance* das letzte Jahr auftrat, glaubte man, sie sei ein verzweifertes Rückzugsgefecht des überholten Konservatismus. Jetzt wird deutlich, dass sie die Avantgarde des schrankenlosen Individualismus ist.

Dem *Commonsense* aber sind sowohl *sense* wie *common* ausgetrieben worden.

2000

Literarhistorische Anekdote

Im Nachlass des kürzlich verstorbenen britischen Thrillerautors Eric A. stiess ich auf einen Briefwechsel zwischen A. und dem jungen Literaturredaktor einer englischen Wochenzeitschrift, Julian B., der A. angefragt hatte, ob er sich an einer Artikelreihe über Zeitschriften beteiligen wolle. A. hatte zugesagt, ein amerikanisches populärwissenschaftliches Magazin ausgewählt und in seinem Beitrag die zunehmende Kluft zwischen Naturwissenschaftlern und gebildeten Laien oder generell zwischen Technik und Kultur beklagt: Er, der einst, in den 1930er Jahren, zum Ingenieur ausgebildet worden sei, verstehe heute, Ende der 1970er Jahre, zwar noch knapp, wenn ein Autor den Begriff *Chip-Technologie* verwende, könne aber seinen Ausführungen nicht mehr im Detail folgen.

Wie aber verwunderte sich A., als er im gedruckten Beitrag lesen musste, er, also A., könne noch knapp verstehen, wenn von der Technologie elektronischer Kartoffelchips gesprochen werde. Auf eine höfliche Nachfrage entschuldigte sich ein schamvoller B. bei A. und erklärte, nach längeren Recherchen in der Redaktion habe sich herausgestellt, dass der als Korrektor wirkende junge Martin A., da dieser sich unter *Chip-Technologie* nichts habe vorstellen können und an einen Witz geglaubt habe, die Kartoffelchips zur Verdeutlichung eingefügt habe. Tatsächlich finden sich im Nachlass von A. die Fahnen des Artikels, auf denen neben dem Wort *chip technology* von Hand ein grosses Fragezeichen hingemalt worden ist.

Seither ist die Chip-Technologie zum Allgemeingut und Martin A. zu einem der bekanntesten englischen Schriftsteller geworden, der in seinen ausufernden Romanen mit scheinbar umfassender Sachkenntnis die neusten technologischen Errungenschaften in ihren Auswirkungen auf die Psyche des Menschen behandelt; mit B. aber hat er sich, nachdem die beiden lange als Kastor und Pollux des englischen Literaturhimmels galten, vor einiger Zeit über einer Frage entzweit, die nichts mit neuen Technologien, sondern etliches mit alten Loyalitäten zu tun hatte.

2001

Die Macht der Druckerschwärze

Vor einiger Zeit war uns aufgefallen, dass in unserer grünen Kiste, in der wir jeweils Donnerstag Nacht Büchsen, Flaschen und Zeitungen vors Haus stellten, die dann von der ökologisch überraschend verantwortungsbewussten Lokalverwaltung abgeholt wurden, am nächsten Morgen noch vor Leerung der Kiste die Zeitungen fehlten. In den englischen Medien machte damals *Beny the Binman* die Runde, der sich vor den Häusern verschiedener Prominenter auf die Lauer gelegt, in deren Abfall gewühlt und es fertig gebracht hatte, einige eher lauwarne Enthüllungen an diverse Boulevardzeitungen zu verkaufen. Unsere Prominenz und womöglich diskriminierende Unterlagen in unserer Papierabfuhr wollten uns nicht recht einleuchten; dennoch legte ich mich eines Nachts auf die Lauer. Ich wollte gerade einnicken, als um ein Uhr das Gartentor ging; aufschliessend, fummelte ich mit den Schlüsseln herum, rannte, in den Pantoffeln, vors Haus und sah, ein paar Häuser weiter, eine dunkle Gestalt, mit einem unförmigen Koffer, der eben aufgesprungen war und dem Zeitungsbündel entquollen. Hinzugetreten, fragte ich den Mann, was er mit unsern Zeitungen anstelle; er, der die Frage morgens um ein Uhr selbstverständlich zu finden schien, erklärte mir ebenso selbstverständlich, er brauche sie für irgendwelche Collagen, die er in irgendeinem kommunalen Projekt herstelle; eine Antwort, die mir in meiner schläfrigen Verblüffung ebenso einleuchten wollte wie jede andere.

Der Mann, im knöchellangen, schäbigen Mantel, den abgewetzten Koffer mit einer Schnur zusammengehalten, schien ganz in seiner Welt eingesponnen und ein Sozialfall, aber harmlos genug; zudem hatte mir seine Aussage geschmeichelt, dass unsere Zeitungen immer schön gebündelt seien und die reichhaltigste Auswahl anböten, obwohl er, wie ich einer Antwort auf eine entsprechende Frage meinerseits erschliessen zu können vermeinte, nicht gemerkt zu haben schien, dass einige Zeitungen in einer Sprache geschrieben waren, die er wohl kaum verstand.

In der folgenden Woche läutete es um elf Uhr abends an der Türe; da stand der Mann und erkundigte sich ein wenig ungeduldig, ob unsere Zeitungen noch nicht bereit seien? Beinahe mit schlechtem Gewissen erklärten wir ihm, er müsse sich noch etwas gedulden, da wir das Nachlesen der aufgestapelten Zeitungen erst nach Mitternacht

beendet haben würden; worauf er klaglos kehrt machte, um brav später zurück zu kehren.

So gewöhnten wir uns an unsere private Zeitungsabfuhr. Bis sie plötzlich ausblieb, über Wochen hinweg. Wir begannen uns, leicht beleidigt, zu fragen, warum unser Angebot neustens verschmäht würde; doch letzte Nacht läutete es wieder um elf Uhr an der Tür, und da stand er erneut, nicht nur mit einem Koffer, sondern mit einer zusätzlichen Tasche beschwert. Wir begrüßten uns wie alte Bekannte, und er bestätigte auf eine entsprechende Frage, ja, er habe eine Pause eingelegt: Er habe zu Weihnachten eine Playstation mit Videospiele bekommen, die ihn in Atem gehalten hätten, doch jetzt sei er wieder zu den interessanteren Zeitungen und Collagen zurückgekehrt; wozu wir ihn herzlich beglückwünschten, ihm ein Bündel Zeitungen aushändigten und versprachen, ihm in einer Stunde noch eines zu liefern, und als wir nach Mitternacht draussen vor der Tür das Scherbeln einer Blechdose hörte, die ihm heruntergefallen sein musste, als er das zweite Bündel Zeitungen in seinen Koffer packte, freuten wir uns über die Wertschätzung, die der altertümlichen Druckerschwärze hier noch entgegengebracht wurde.

2001

Schokolade-Soldaten

Während der gerichtlichen Behandlung einer Klage des britischen Supermodels Naomi Campbell gegen eine Boulevardzeitung wegen Verletzung ihrer Privatsphäre beschuldigte der Rechtsanwalt die Zeitung in einem Nebenpunkt, das Model in einem Artikel als *chocolate soldier* bezeichnet zu haben, was eine rassistische Beleidigung darstelle. Die inkriminierte Journalistin verteidigte sich mit dem Argument, der Begriff sei seit dem Ersten Weltkrieg gebräuchlich und bezeichne Soldaten, deren Mut unter Druck, unter Feuer dahinschmelze; so wie ihre Verwendung des Worts gemeint habe, Campbell nehme mit grossem Trara Anliegen auf, um sie dann, wenn sie kontrovers zu werden drohten, sofort wieder fallen zu lassen.

Worauf mehrere mittelständisch gebildete Leser des liberalen *Guardian* auf eine weiter zurückliegende Verwendung des Begriffs aufmerksam machten: George Bernard Shaw präsentierte in einem seiner frühesten Stücke, *Arms and the Man* (*Helden*), von 1894 einen *chocolate soldier* genannten Captain Bluntschli, einen Schweizer Söldner. In Shaws «antiromantischer Komödie», angesiedelt während des bulgarisch-serbischen Kriegs 1885, rettet sich Bluntschli, in serbischen Diensten kämpfend, vor bulgarischen Truppen ins Haus einer reichen bulgarischen Familie, wo ihn die Tochter des Hauses in einer sentimentalen Aufwallung versteckt. Dabei führt er sich so unheldenhaft und unsoldatisch auf, dass er von ihr als *chocolate cream soldier* gescholten wird, was er willig akzeptiert: Als altgedienter Hase stopfte er sich vor einem Gefecht statt unnützer Munition lieber überlebenswichtige Schokolade in die Taschen.

Shaws Stück tritt gegen falschen Heroismus an, mit einem leicht antimilitaristischen Einschlag und satirischer Zeichnung einer exotisierten ständischen Gesellschaft. Während Bluntschli zuerst als jämmerliche Figur erscheint und seine Charakterisierung als Schokolade-Soldat abwertend gemeint ist, taucht er im zweiten Akt auf Seiten der Bulgaren auf, als Gast in eben jenem Haus, in dem er sich einst verbarg. Jetzt verfiucht der Händler- und Hoteliersohn, leicht zynisch, aber erfolgreich, das Realitätsprinzip, reorganisiert die bulgarische Armee, während die bulgarischen Offiziere um ihn herum sich als harmlose Aufschneider entpuppen, und erobert dank seines familiären Reichtums auch noch die Hand der Tochter des Hauses; worauf das Stück mit dem halb

bewundernden, halb missgünstigen Ausruf eines Nebenbuhlers schliesst: «Was für ein Mann!»

Nun liegt allerdings G. B. Shaw einem britischen Boulevardblatt nicht gerade am nächsten, und deshalb verzichtete die Zeitung zu ihrer Verteidigung auf das ihr dargebotene bildungsbürgerliche Argument; womit die Chance vertan war, dem unausrottbaren britischen Klischee der Schweiz als Ursprungsland der Kuckucksuhren ein zumindest etwas reichhaltigeres Klischee aus Schokolade, Geschäftstüchtigkeit und Männlichkeit anzufügen.

2002

Idealismus und Paranoia

Wenn sich der transatlantische Graben zuweilen zu vertiefen droht, dann bleibt immer noch das Fernsehen, um ihn zu überbrücken. Zwei US-Serien, die auch auf den als Brückenposten dienenden englischen Sendern laufen, geben uns gegenwärtig Aufschluss über die amerikanische Nation: *The West Wing* und *24*.

The West Wing ist, wie der Name sagt, eine Seifenoper aus dem Westflügel des Weissen Hauses, in dem ein charismatischer US-Präsident ein Team brillanter Leute um sich versammelt, um eine liberale Reformpolitik durchzuziehen. Da ist Leo, der alt gediente Stabschef und Ex-Alkoholiker; da ist Toby, eiskalter Verantwortlicher für Öffentlichkeitsarbeit mit mehreren Ehen hinter sich; da ist die schlagfertige Pressesprecherin JC, die nicht weiss, ob sie mit einem Politikcorrespondenten anbandeln soll. Das ist atemberaubend gut gemacht. Man leidet mit, wenn gegen eine konservative Parlamentsmehrheit ein winziger Reformschritt erreicht wird. Politik kann einen Unterschied machen! Es gibt auch anständige Politiker, und PR-Strategen verstecken hinter ihrem Zynismus zuweilen ein menschliches Herz. Beinahe nimmt man diesen Figuren ab, dass sie an ihren Idealismus des Pragmatismus glauben.

Auch bei der neuen Serie *24* ist der Name Programm: *24* schildert in 24 einstündigen Sendungen 24 Stunden im Leben des Geheimdienstagenten Jack Bauer, der ein Attentat auf einen schwarzen Präsidentschaftskandidaten verhindern soll. Doch in den Geheimdienst haben sich Verräter eingeschlichen; Jacks Frau und Tochter werden entführt, er selber wird in den Dienst der Attentäter gepresst, so dass er versuchen muss, den Schein der Kooperation aufrechtzuerhalten und zugleich seine Lieben sowie den Politiker zu beschützen. Auch das: ungemein spannend! Jede halbe Stunde bringt eine neue Komplikation. Gebannt nimmt man die sich häufenden Leichen hin.

Formal markieren die Sendungen zwei Pole: Wenn *The West Wing* auf Wortwitz, vielschichtige Charaktere und moralische Dilemmas vertraut, setzt *24* auf hektische Aktionen, einen aufgeteilten Bildschirm, auf dem gelegentlich verschiedene Handlungsstränge simultan ablaufen, und eine Uhr, die über das Rennen gegen die Zeit informiert. Wenn wir an George W. Bush verzweifeln wollen, dann halten wir uns an

die Illusion von *The West Wing* und Präsident Bartlet. Dieser ist aber auch die liberale Illusion zur liberalen Illusion von Bill Clinton und Al Gore. *24* indes dokumentiert ein paranoides Weltbild, in dem Verrat in den eigenen Reihen lauert und jedermann verdächtig ist.

Doch die beiden Serien drücken nicht einfach die USA vor und nach dem Trauma des 11. September 2001 aus. Viel eher zeigen sie zwei Seiten der amerikanischen Gesellschaft: *24* feiert, trotz Seitensprung des Helden, die traditionellen Familienwerte, die politische Aussage ist zutiefst konservativ, da die Bösewichter serbische Faschisten sind. Mit dem Labyrinth der amerikanischen Geheimdienste wird aber auch kritisch eine Realität ins Visier genommen. Umgekehrt ist *The West Wing* bei allem Liberalismus eine schamlose Rechtfertigung des PR-Geschäfts und hochgradiger Eskapismus.

Gemeinsam bleibt beiden Sendungen das hohe handwerkliche Können. Hinter den entgegen gesetzten politischen Ideologien triumphiert der Instrumentalismus des Machens. Gut amerikanisch eben.

2002

Zeit zum Abschied

Nach drei Tagen englischen Regens, der Hochwasseralarm im Süden ausgelöst hatte, fand unser letztes Fussballspiel vor Weihnachten, das zugleich, nach sechs Jahren, mein letztes für *Philosophy Football* sein sollte, in Dulwich statt. Wegen kurzfristiger Ausfälle von Schlüsselspielern hatte unser Captain noch am Sonntag Morgen letzte Reserven aufbieten, auch seinen Bruder aus dem Bett holen müssen. Um halb ein Uhr fuhren wir am grandiosen Dulwich College vorbei und bogen in einen Feldweg ab; rechterhand lag ein Rugbyfeld, auf dem Zehnjährige von ihren Vätern angefeuert und nach dem Spiel von ihren Müttern im Auto heimgefahren wurden; linkerhand stiegen wir über Dreckhaufen, die kürzliche Umgebungsarbeiten rund ums Clubhaus zurückgelassen hatten. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, aber der Rasen des Fussballfeldes war schon durch ein früheres Spiel aufgepflügt worden; die andern Spieler, verdreht, durchnässt, empfahlen uns, heimzugehen. Doch hatten wir bereits einen Sonntagmittag geopfert, und schliesslich lag ein Spielfeld für Junioren beinahe unberührt neben dem richtigen, mit Toren, bei denen unser Torhüter mit seinem Kopf beinahe die Querlatte berührte, und einem Sechzehner, der kaum zehn Meter mass, wobei ein paar Meter daneben gleich die Seitenlinie kam. Wir einigten uns auf je 9 Feldspieler. Auch so standen wir uns gegenseitig auf den Füßen herum. Zwar gingen wir durch zwei Weitschüsse von ausserhalb des zehn Meter messenden Sechzehners 2:0 in Führung, aber Raum für unser gepflegtes Zusammenspiel oder meine rasanten Sturmläufe blieb keiner, und in regelmässiger Folge erzielten die Gegner gegen unsere zusammengewürfelte Verteidigung aus stehenden Bällen vier Tore zum 2:4.

Es war unsere erste Niederlage nach sechzehn Spielen. Wortkarg sassen wir im klammen Umkleideraum. Als ich die Armbanduhr anziehen wollte, merkte ich, dass die Seitentasche meiner Sporttasche aufgerissen war und die Uhr fehlte. Gestohlen, dachte ich düster, das passte zum letzten Spiel und zur Niederlage. Finster kehrte ich zum Spielfeldrand zurück, wo wir unsere Taschen wegen der Diebstahlgefahr in der Kabine während des Spiels deponiert hatten. Als ich das feuchte Gras absuchte, fiel mir ein, dass sich in der Seitentasche auch ein belegtes Brot befunden hatte, von dem ebenfalls jede Spur fehlte. Vielleicht war ja ein streunender Hund hinter die Tasche geraten, wozu der komplett zerrissene Reissverschluss passte. Etwas getröstet, suchte ich weiter und

fand die Uhr tatsächlich, mit angeknabbertem Armband. Nach nochmaliger Überprüfung der Indizien verwarf ich die Hundetheorie; viel eher waren es wohl Eichhörnchen gewesen, die grauen, aggressiven amerikanischen, die die sanfteren braunen englischen beinahe verdrängt haben, oder dann Krähen, die, vom Geruch des belegten Brotes angezogen, am Reissverschluss herumgezerrt oder -gepickt, dabei auch die glänzende Uhr untersucht aber als unbrauchbar fallen gelassen hatten. Eine abgelaufene Uhr, dachte ich wehmütig, zwischen Enttäuschung und Erheiterung.

Aber so konnte meine Londoner Fussballkarriere doch nicht enden. Also stellte ich mich im neuen Jahr als Auswechselspieler zur Verfügung, als *Philosophy Football* zur Revanche gegen jenes Team antrat, das uns vor Weihnachten so schmählich bezwungen hatte; und dank der Rückkehr unserer beiden stärksten Spieler errangen wir einen nie gefährdeten 7:1-Sieg, wobei ich in der zweiten Halbzeit zwei Assists und einen Pfofenschuss beisteuerte. Am folgenden Sonntag folgte ich, trotz Temperaturen unter dem Gefrierpunkt, einem weiteren Aufgebot, gegen ein neues Team, das sich auf den dritten Rang in der Meisterschaft vorgearbeitet hatte, sich tatsächlich als überraschend stark erwies und unsere frühe 2:0-Führung bald ausglich. Zur Pause eingewechselt, holte ich mir auf dem mit einem leichten Eisfilm bedeckten Kunststoffrasen bei der erfolglosen Jagd auf einen steil gespielten Ball schon bald die übliche Blessur am Oberschenkel, die die Krankenschwester unserer lokalen Arztpraxis einmal kopfschüttelnd als Verbrennung zweiten Grades diagnostiziert hatte. In der 60. Minute segelte ein weiterer Steilpass über den letzten gegnerischen Verteidiger hinweg. Ich hatte mich zum richtigen Zeitpunkt von meinem Bewacher, der mich einen Kopf überragte, gelöst, gewann ein wenig Vorsprung, sah den Ball vor mir aufspringen, den Torhüter schon aus dem Tor geeilt; mit dem Innenrist hob ich, aus 25 Metern, den Ball sanft über den Goalie, erlitt einen Herzschlag lang, wie das Leder an den Pfosten prallte, und von dort ins Tor sprang. Nachdem ich mich kurz vor Schluss hatte auswechseln lassen, bangte ich mit, wie *Philosophy Football* unter starkem Druck den 3:2-Sieg über die Distanz brachte. *Fairy-tale stuff*, wie meine Kollegen sagten: Jetzt war die Zeit zum Abschied endgültig gekommen.

2003

Zürcher Familiengeschichte

Gerade eben aus dem Dämmer Schlaf nach der Narkose erwacht und ohne Brille hatte ich bloss wahrgenommen, dass im Krankenbett mir gegenüber ein älterer Mann lag. Der hustete und schnarchte die Nacht durch, was nur natürlich schien. Bald wusste ich, da er es dem Nachbarn zu seiner Seite und allen Schwestern mit verhaltenem Stolz erzählte, dass Herr O. 96 Jahre alt war, oder genauer: im 96. Lebensjahr stand. Sein Gesicht, das für mich in meiner mehrheitlich horizontalen Lage nur allmählich an Kontur gewann, nahm ich jetzt tatsächlich verrunzelter wahr, obwohl es jünger als die wirklichen 95 oder 96 Jahre blieb. Auch sonst befand sich mein Mitpatient in erstaunlicher Verfassung. Zwar war er schwerhörig, und seine Beweglichkeit hatte nach einem Sturz auf sein schon durch eine mit vier Jahren erlittene Kinderlähmung geschwächtes Knie arg gelitten, weshalb er den Tag zwischen Bett und Lehnstuhl neben dem Bett wechselnd verbringen musste. Doch die drei Mahlzeiten am Tag ass er mit gesundem und lautem Appetit, und die gelegentlich vorbeigebrachten Zeitungen, Zürcher Weltblatt wie Gratisanzeiger, las er aufmerksam von vorn bis hinten durch, um sie nach der Lektüre sorgfältig zusammenzufalten.

Gelegentlich erfuhren wir in kurzen Erzählungen, dass er eine Gastwirtschaft an den Abhängen des Hausbergs gleich hinter dem Spital betrieben hatte, wo wir jetzt lagen. Dort war er auch geboren worden, und dort hatte er, abgesehen von zehn Jahren als Jugendlicher, seiner Lebtag gewohnt. Mittlerweile wurde die Wirtschaft von seiner Tochter samt Tochtermann betrieben, während der Sohn als Koch im Betrieb arbeitete; Herr O. selber wohnte im Haus nebenan, von wo seine nur wenig jüngere Frau vor ein paar Monaten in ein Heim hatte verbracht werden müssen, weil sich ihr Geisteszustand verwirrt und sie immer öfter nicht gewusst habe, wo sie sich befinde, sie sich gelegentlich nach Irgendwohin aufgemacht, das sie gerade als ihr Heim empfunden habe. Er selber sowie Kinder und Enkel besuchten sie aber regelmässig, mindestens einmal in der Woche.

Die beträchtliche Pflege, die ihm die wechselnden Schwestern angedeihen liessen, verdankte Herr O. jedes Mal aufs Höflichste, und selbst Nachtschwester Gerda, die sich konträr zu ihrem rosigen Gesicht und den langen engelsblonden Haaren als bayerisches

Urgestein gab, zeigte sich beeindruckt, ja gerührt, als er ihr, nachdem sie ihm zur Nacht die Beine entbunden hatte, die Binden sorgfältig aufgewickelt zurückreichte. Mit seiner Schwerhörigkeit gingen die Pflegerinnen unterschiedlich um; die Erfahreneren passten einfach Lautstärke und Syntax ihres üblichen Singsangs etwas an, während Milena aus Bosnien zuweilen schier verzweifelte, wenn ihr kein weiteres deutsches Wort mehr einfiel, um Herrn O. plausibel zu machen, was jetzt von ihm verlangt sei. Auch meine Konversation mit ihm blieb, da meine Luftröhre noch immer durch den während der Operation eingeführten Absaugeschlauch aufgeraut war, beschränkt.

Am Wochenende liess er sich für den Umzug vom Bett in den Lehnstuhl in sorgfältig gebügeltes Hemd und Hose kleiden, während wir andern Patienten wie gehabt in Trainern herumlungerten. Nach drei Tagen wollte mir in einer halbwegs schlaflosen, halbwegs verdämmerten Nacht auf Herrn O. das Wort *Güte* zutreffen. Das schien mir am nächsten Morgen etwas gar hoch gegriffen. Immerhin glaubte ich hier ein würdiges Alter zu sehen, obwohl ich mich erinnerte, dass Brecht in seiner Erzählung *Die unwürdige Greisin* zu Recht gegen den Begriff der Würde polemisiert hatte, die Einverständnis mit den herrschenden Sitten, ja Unterwürfigkeit andeutete.

Die Gastwirtschaft, die Herr O. betrieben hatte und in deren Nachbarschaft er weiterhin wohnte, lag an einer Strasse, die selbst ich mit meinen rudimentären städtischen Geografiekenntnissen zu identifizieren vermochte, da ich mich erinnerte, dass die Freunde K. und P. an der selben Strasse wohnten. Auf meine Nachfrage nannte Herr O. allerdings eine Hausnummer, die auf das andere Ende der Strasse hindeutete. Am selben Sonntag Nachmittag besuchten mich unerwarteterweise eben gerade diese K. und P. Als ich, drunten in der Cafeteria des Spitals, nach der ersten herzlichen Begrüssung die Vermutung äusserte, ich läge womöglich mit einem, entfernten, Nachbarn von ihnen im gleichen Zimmer, erwiderte K. ja, sie seien, in mein Zimmer getreten und mich dort nicht vorfindend, gleich wieder daraus geflüchtet, da sie der Anblick Herrn O.'s peinlich berührt habe.

«Was? Wie?», rief ich irritiert aus. «Mein Herr O. euch peinlich?» Worauf mich K. korrigierte und beruhigte: Nicht der alte Herr O., den sie kaum kannten, sondern Sohn Hans, der gerade bei seinem Vater weilte, habe Pein aufkommen lassen. Es gebe, so erklärten sie, zwei O.'s an den Hängen des Hausbergs. Der eine habe den Bauernhof

geführt, sich seit längerem auf Pferdezucht konzentriert. Ihn hätten sie gut gekannt, da ihre Kinder die von ihnen betreuten Pferde in seinem Stall untergebracht hätten; er sei sehr nett gewesen, aber kürzlich, vor zwei, drei? Jahren, gestorben. Daneben sei der Gasthof, seit sie sich erinnern könnten, geführt worden von Tochter und Schwiegersohn des Bruders des Bauern, meines Herrn O. also, und insbesondere der Schwiegersohn sei ein eher unangenehmer Zeitgenosse, unfreundlich, arrogant, mit zwei protzigen Wagen, und strammer SVP-ler. Womit in dieser Gaststube Geld gemacht werde, bleibe ihnen rätselhaft, das Essen jedenfalls sei kaum geniessbar, und auch die Trink-Kundschaft nicht sehr zahlreich, dafür dubios finanzkräftig. Hans O. aber, eher eine Hilfskraft als ein Koch, werde von Schwester und Schwager erbarmungslos herumkommandiert und schamlos ausgebeutet. Sie habe gelegentlich, schloss K., gedacht, in diesem Gasthaus am Abhang des Hausbergs komme es einmal zu einer Zürcher Familientragödie, mit Küchenmesser oder Karabiner.

Nachdem sich meine diversen Besuche verabschiedet hatten und ich ins Zimmer zurückgekehrt war, fand ich auch Herrn O. allein vor. Als ich mich wenig später in den Aufenthaltsraum begeben wollte, um irgendwelcher Musik nachzuhängen, sprach mich Herr O. unerwartet an: Nach all den Besuchen sei es plötzlich so ruhig geworden, und, kaum eine Antwortfloskel von mir abwartend, meinte er, das habe ihn jetzt ein wenig aufgeregt, der Besuch am Nachmittag. Sohn Hans?, fragte ich zögerlich. Nein, nein, erwiderte Herr O., der sei schon in Ordnung, aber das andere wäre dann doch nicht nötig gewesen. Sie seien zehn Geschwister gewesen, fuhr er übergangslos fort, und da ich eine längere Erzählung auf mich zukommen sah, griff ich mir den Stuhl neben dem Lavabo und setzte mich neben Herrn O.'s Bett, den unbenutzten Walkman im Schoss. Von den zehn Geschwistern, so erfuhr ich, hatten vier einst Hof und Gastwirtschaft übernommen. Er, als Zweitältester, habe immer für die jüngeren gearbeitet, denen alles bedeutend leichter gefallen sei, und mir schien sich Bitterkeit in seine Stimme zu mischen. Dann sei Land verkauft, ein Vierfamilienhaus gebaut worden, da habe niemand mehr klagen können. Der Bauernhof werde jetzt nach dem Tod seines Bruders von dessen Sohn geführt, die Spezialisierung auf Pferde habe sich ausbezahlt, soeben seien drei neue angeliefert worden, drei Grauschwarze, Freiburger oder nur zwei davon?, fuhr Herr O. in seinem Monolog fort, der sich gelegentlich in kleinen Schlaufen fing, aber im Ganzen erstaunlich sinnreich voranfloss. Nur als er auf seine Frau zu reden kam, die er gerade ans Pflegeheim verloren hatte, geriet er ins Stocken. Eine gute Frau

sei sie gewesen, aus dem Bernbiet, geschaffig, und beinahe traten ihm Tränen auf die Wangen, bis er sich wieder fasste und auf meine knappen Fragen zu Kurzbiografien seiner Geschwister zurückkehrte.

Nach dem Abendessen und dem frühen Lichterlöschen lag ich lange wach, von zwecklosen, aber nicht unangenehmen Gedanken befrachtet. Etwa um halb elf Uhr schoss Herr O., der zuvor schon gelegentlich im Schlaf gemurmelt hatte, bolzengerade auf, stiess barsch hervor, was jetzt denn schon wieder los sei, und zündete sein Leselicht an. Mich halb aufstützend sonderte ich ein paar beruhigende Worte ab, nichts sei geschehen; schliesslich sanken unsere beiden Köpfe wieder auf die Kissen zurück. Kurz vor elf wiederholte sich der Vorgang, wenige Sekunden, bevor die Nachtschwester das Zimmer betrat, die die scharfe Frage von Herrn O. noch mitbekommen zu haben schien, leise lachte und meine erklärende Bemerkung, der ich mich im Bett verrenkte, Herr O. habe vermutlich einen Alptraum, eher auf mich zu beziehen schien.

Also wandte ich mich ein wenig beleidigt der konturlosen Dämmerung meines Nichts-Denkens zu, in dem alle Katzen grau sind, bis Herr O. zum dritten Mal hochschoss und seine Frage wiederholte. Vom Leselicht beleuchtet schien er vollkommen erstarrt. «Sie kommen», sagte er dann und ächzte schrecklich. Jetzt erhob sich unser dritter Zimmergenosse aus dem Bett, um die Nachtschwester zu rufen, so dass ich – seitlich abdrehen, Arme über die Brust verschränken, Oberkörper aufrichten, Beine auf den Boden setzen – ebenfalls aufstand, meine Trainerhose überstreifte und mich neben Herrn O. setzte. «Ich will doch noch gar nicht sterben», sagte der mit tränenerstickter Stimme, und ich versicherte ihm leise, das müsse er auch nicht, da er in drei Tagen entlassen werde und dann seine Frau besuchen gehe. «Sie wollen mich umbringen», erwiderte er darauf, oder so glaubte ich ihn erwidern gehört zu haben. Da kam auch schon die Nachtschwester, um ihm Baldrian einzuflössen. Davon aber wollte Herr O. nichts wissen. «Ich möchte doch noch so gerne leben», flehte er, und seine mageren Hände zerdrückten beinahe den Plastikbecher. Nein, vergiften lasse er sich nicht, versicherte er uns ein ums andere Mal. Die Nachtschwester, die jeden Versuch, leise zu bleiben, aufgegeben hatte, beteuerte ihm, davon könne nun wirklich keine Rede sei, bis Herr O. schliesslich einwilligte, den Baldrianbecher später auszutrinken. Nein, augenblicklich werde er getrunken, bekräftigte sie, und als Herr O. nach zwei krampfhaften Schlückchen den Becher wegstellte und ich ihn dafür schon loben wollte,

befahl sie mit einem ironischen Seitenblick auf mich: «Ganz austrinken», und ich musste beschämt eingestehen, dass ich der Schläue von Herrn O. nicht gewachsen gewesen wäre.

Rettungslos wach geworden, setzte ich mich, mit der neuen, melancholisch gereiften Ani DiFranco im Walkman in den Aufenthaltsraum und notierte mir in ein Büchlein, das ich mir eben für solche Gelegenheiten erworben, an die ich aber nicht wirklich gedacht hatte, die Ereignisse der vergangenen zwölf Stunden, bis mich die Schwester um ein Uhr ins Bett scheuchte und ich wegdämmerte. Kaum eine Stunde später schreckte Herr O. erneut auf und wollte aus dem Bett steigen, da schon überall Flammen im Haus hochschlugen und er sich retten musste, was ich ihm schliesslich, unterstützt von sanftem Druck auf die mageren Handgelenke, ausreden konnte. Ein weiteres Mal sah er sich von Flammen umzüngelt, dann erbarmte sich die Nachtschwester seiner und unserer und schob ihn samt Bett auf den Korridor, zur besseren Beaufsichtigung und der Möglichkeit, eine Beruhigungsspritze zu verabreichen.

Am nächsten Tag lag unser Zimmer bleiern da. Herr O. verwechselte gelegentlich seine jüngsten Spitalaufenthalte und glaubte sich im Universitätsspital, wie er einer Besucherin des freiwilligen Besuchsdienstes wie auch der Tagesschwester mehrfach versicherte. Mir aber schien es, die Alpträume der vergangenen Nacht seien womöglich durch die Ankündigung ausgelöst worden, er könne auch mit Spitex-Hilfe nicht mehr allein in seinem Haus wirtschaften. Erst am übernächsten Tag fand Herr O. angesichts des ihn besuchenden Hans wieder zu seiner herkömmlichen Ruhe zurück, und es zeichnete sich ab, dass er womöglich doch gegen Ende Woche entlassen werden könne, in eine allerdings ungewisse häusliche Situation. Jedenfalls versprach ich ihm, als ich meinerseits am Mittwoch in die Rehabilitation verschoben wurde, ihn in der Wirtschaft am Abhang des Hausbergs zu besuchen; ein Versprechen, das ich noch nicht habe einlösen können.

2003

Seldwyler Anekdote

Das Schweizer Städtchen S., an der Nordgrenze des Landes gelegen, hatte einst vor 150 Jahren seinen grössten Sohn, den Schweizer Geschichtsschreiber M., mit einem Denkmal würdigen wollen, das nach einem Jahrzehnt der Planung und der Auseinandersetzungen um den richtigen Standort schliesslich errichtet worden war und eine 89 Zentimeter hohe Büste des Gefeierten auf einem viereinhalb Meter hohen Sockel gen Süden in die Schweizer Lande blicken liess. Im Jahre 2002, als sich der Geburtstag von M. zum 250. Mal jährte, gedachte man seiner in zwei Veranstaltungen, die ohne grösseres Aufsehen vorübergingen, bis im September die lokale Pfadfindertruppe eine Abseilübung an der Promenade durchführte, auf der auch das Denkmal für M. steht. Zur Verankerung des Seils bot sich, wie natürlich, M.'s Büste an, die allerdings dem Zug nicht Stand hielt und von ihrem Sockel gezerrt wurde, wobei glücklicherweise niemand Verletzungen, doch die Büste einigen Schaden davontrug, die eine längere Restaurierung notwendig machten, so dass das Städtchen S. das Jubiläumsjahr seines grössten Sohns mit einem Denkmalsockel ohne Büste beendete.

2003

Was wir von Schweizer Bankiers lernen können

Das Buch der beiden *Bilanz*-Journalisten René Lüchinger und Erik Nolmans über Credit Suisse-Chef und Nestlé-Präsident Rainer E. Gut preist sich als «Anatomie einer Karriere» an. Es ist im atemlosen Wirtschaftsjournalismus-Stil gehalten, der vorgibt, bei geheimsten Verhandlungen persönlich dabei gewesen zu sein, kritische Fragen verschämt in Zitate anderer Journalisten verpackt und auf 322 Seiten solch unwichtige Probleme wie Arbeitsplatzverluste mit zwei Halbsätzen abhandelt.

Zwölf Kapitel, die die Verdienste von Rainer E. Gut dokumentieren sollen, ergeben zwölf Lehrsätze über einen Schweizer Bankier. 1. Diene in den USA als Türöffner, wenn eine Schweizer Bank sich eine Altlast des Naziregimes unter den Nagel reisst und damit zur Grossbank aufsteigt. 2. Wisse vom bis anhin grössten Schweizer Bankskandal gerade so viel, dass du dich auf die Ignoranz eines viel beschäftigten Managers berufen kannst. 3. Steige auf, wenn deine bisherigen Vorgesetzten kompromittiert sind, fahre in der Hochkonjunktur mit und verwedle weniger günstige Resultate durch eine gewieftete Pressearbeit. 4. Kaufe eine aggressive US-Investmentbank auf, stecke ihr Milliardengewinne aus der Schweiz zu, bis sich die Wildwest-Sitten endlich als lukrativ erweisen. 5. Identifiziere im Inland so genannt angeschlagene Banken, kaufe sie zusammen und kompensiere auch diese Verluste aus dem Kerngeschäft und natürlich durch «Sanierungsgewinne». 6. Verhandle hinter dem Rücken des Präsidenten einer Versicherung um deren Übernahme, platziere deine Getreuen im Unternehmen und wälze dann Altlasten der eigenen Bank auf den zugekauften Betrieb ab. 7. Plane eine Attacke auf die Konkurrenzbank, ohne deine eigene Nummer 2 einzuweihen und treibe die Kommunikationslosigkeit so weit, dass dein CEO nur noch in die Bank kommt, wenn du im Ausland weilst. 8. Schnappe einem Wirtschaftsraider ein Unternehmen zu überhöhtem Preis vor der Nase weg, stelle Kollegen ultimativ vor die Entscheidung, wem sie die Stange halten wollen, betone ansonsten aber die Nibelungentreue und setze gelegentlich einen Bundesrat für deine Zwecke ein. 9. Erkenne die Holocaust-Gelder früher als andere als PR-Problem und zwacke bei den Verhandlungen um Entschädigungen noch schnell eine Viertelmilliarde Franken ab. 10. Treibe die McKinseysierung der Schweiz voran, baue einen Nachfolger auf, der gegenwärtig in Deutschland vor Gericht steht, und einen anderen, der nach zwei Jahren zurücktreten muss. 12. Nimm einen Altersposten bei einem Geschäftsfreund an, stecke ein paar

Millionen in den (falschen) Zürcher Fussballclub, halte aber die einst gescheffelten eigenen Millionen weit gehend intakt. 12. Unterstütze die grössenwahnsinnige Strategie der nationalen Fluggesellschaft und trommle nach deren Pleite ein paar Freunde zusammen, um die einstmals begangenen Fehler in kleinerem Rahmen zu wiederholen.

Gut ist laut Klappentext «der bedeutendste Bankier des Landes und der einflussreichste Wirtschaftsführer der letzten dreissig Jahre». Arm das Land, das solche Führer hat.

Wenn ein führender Privatbankier dagegen aus dem Nähkästchen plaudert, sind seine Kollegen empört. Kein Wunder.

Hans J. Bär, langjähriger Chef der grössten Schweizer Privatbank Julius Bär & Co, hat kürzlich Aufsehen erregt, weil er sich in Interviews und in einer Autobiografie gegen das Bankgeheimnis und die herrschende Abzockermentalität ausgesprochen hat. Die Reaktionen aus der eigenen Zunft waren so unfreundlich, dass Bär Zusagen für Lesungen und Diskussionen zurückgezogen hat.

Vorerst einmal liefert die Autobiografie das Soziogramm eines Mannes aus gutem Haus. «Privilegiert» ist das Stichwort, das der 1927 geborene Hans J. Bär für seine Herkunft als Sohn eines Physikprofessors der ETH Zürich verwendet. Doch 1941 reiste die Mutter mit den vier Kindern, wie es der kurz zuvor verstorbene Vater angesichts der Bedrohung durch Hitlerdeutschland verfügt hatte, in die USA aus. Hans studierte Ingenieur, kehrte 1947 auf familiäres Drängen in die Schweiz zurück und trat in die Privatbank der beiden Onkel ein, wo er 1960 Partner wurde.

Den Aufschwung der Bank bis Anfang der 1970er Jahre beschreibt er als ebenso archaisch wie idyllisch. Einen Vorteil im Devisenhandel erzielte man, indem man das «Fräulein vom Telefonamt» bezirzte, jeden Morgen die erste Auslandsleitung zuzuteilen. Die Kurse für Aktien und Devisen wurden mit Kursschnitten ziemlich willkürlich und kaum je zu Lasten der Bank festgelegt. Dass Verwaltungsräte von Unternehmen nach wichtigen Sitzungen ihre Börsenorder platzierten, also Insidergeschäfte tätigten, war normal. Bär schildert das mit trockenem Humor, zuweilen mit nostalgischem Unterton.

Er, der gar nicht Bankier werden wollte, erkannte wegen der US-Erfahrungen frühzeitig einige Zeichen der Zeit. Mitte der 1960er Jahre setzte er sich für die Computerisierung der Bank ein. Danach forcierte er das Auslandsgeschäft und den öffentlichen Werbe-Auftritt. In den 1970er Jahren stagnierte die Bank. Die Bewältigung der Krise von 1973/74 beschreibt Bär widersprüchlich. Einerseits hält er am liberalen Kernsatz fest, der Staat habe sich möglichst wenig in die Wirtschaft einzumischen. Andererseits erwartet er selbstverständlich, dass eben dieser Staat fallierte Banken rettet. Anfang der 1980er Jahre kam eine neue Aufschwung durch neue Märkte und Marktinstrumente. Zwar hielt sich die Bank Bär dank einer konservativen Anlagepolitik einige der schlimmsten damaligen Raubritter vom Leib; umgekehrt profitierte sie klaglos von japanischen Wandelanleihen, die ebenfalls auf Sand bauten. Bedenken scheinen Bär, der die Künste als Mäzen förderte, kaum geplagt zu haben.

Das ändert sich 1995. Da wird Bär als Vermittler in die Affäre um die «nachrichtenlosen Konten» verwickelt. Dieses Kapitel ist ein Lehrstück über die Schweiz, genau und scharf geschrieben. Das Urteil fällt unzweideutig aus: Die Geschäftspolitik der Banken sei unhaltbar gewesen, «Diebstahl», die Verhandlungsführung zuweilen dumm und antisemitisch; mit 1,25 Milliarden Dollar Entschädigung sei man noch gut weggekommen. Die Erfahrung hat Bär verändert: «Mir ist zweifellos ein heiles Stück Schweiz zusammengebrochen.» Zugleich ist ihm seine jüdische Identität bewusst geworden.

Daraus lassen sich die aktuellen Vorbehalte gegenüber dem Bankgeheimnis und dem heutigen «Zeitalter der Gier» verstehen. Doch bleibt die Kritik beschränkt. Nirgends werden die nachrichtenlosen Konten mit den Skandalen um Fluchtgelder parallelisiert. Bärs Position ist weniger ethisch als ästhetisch. In Abwandlung eines Shakespeare-Zitats meint er: «Vielleicht wird gar nicht einmal soviel mehr gestohlen als früher, aber es fehlt einfach die Anmut.» Das ist halb scherzhaft gemeint, aber es trifft seine eigene Position genauer, als ihm wohl klar ist.

Dass diese moderate Kritik bei den Kollegen auf eisige, ja hysterische Ablehnung gestossen ist, erweitert Bärs Beobachtung: Nicht nur beim Stehlen fehlt den heutigen Schweizer Bankiers die Anmut.

2004

Gefräßiger Mittelstand

Nach der Redaktionssitzung eines kritischen Theoriemagazins, das, danke der Nachfrage, weiterhin überlebt, sassen wir in kleiner Runde zusammen, alle um die 50, leicht ergraut, und nach etlichem Politiklatsch erwähnten W. und E. beiläufig, dass sie im kleinen Teich hinter dem Haus Kummer mit den Fischen hätten, die, wegen des kalten Wetters? aus Sauerstoffmangel? gelegentlich mit der Seite nach oben schwommen; worauf U. vom Kümmel berichtete, mit dem er den Schwalbenschwanz aus dem letzten Jahr wieder in den Garten zu locken gedenke, und ich über unsere Vogelschau zu erzählen begann.

In der klirrenden Kälte dieses Winters hatten wir den Haselstrauch vor dem Küchenfenster mit allerlei Fettringen und Nussbeuteln behängt. Zuerst waren die Meisen gekommen, einzeln, bis sich eine kleine Kolonie versammelt hatte. Eifrig pickten sie an den Knödeln und Ringen herum, blickten gelegentlich unter ihrer schwarzen oder blauen Tonsur hervor. Die Kohlmeisen schienen die kleineren Blaumeisen ohne Widerstand zum Zug kommen zu lassen; ordentlich reihten sie sich auf den Ästen auf, um sich langsam in die Nähe des Futterknödels vorzuarbeiten. Wenn eine zu lang dort verweilte, wurde schon einmal nachdrücklicher auf den nächsten Ast gehüpft, aber insgesamt schien das Konkurrenzverhalten zivilisiert. Ihnen folgten die Buchfinken. Voran die Männchen, den rötlichen Bauch aufgeplustert, danach die Weibchen, schlanker und unscheinbarer. Zwar flogen sie zuerst den Strauch an, aber die Leckerbissen droben ignorierten sie, stürzten sich auf die Körner am Boden. Zwar blickten sie gelegentlich den Meisen nach, sehnsüchtig, wie uns schien; einmal setzte sich auch ein Buchfink schaukelnd auf einen Ast unterhalb eines Meisenknödels, reckte Hals und Schnabel – vergeblich, und so tauchte er resigniert wieder auf den Boden ab. Dort ging es nicht ganz so friedlich zu wie oben; es kam zu einigem Geschimpfe, Gezerre, Machogehabe untereinander, und auch die weiblichen Buchfinken waren gegenseitig nicht frei von Futterneid.

Erst später gesellten sich die Spatzen hinzu, gemeine Haussperlinge aus den Sträuchern jenseits der Strasse. Die kamen von vornherein in Scharen und blieben von vornherein auf dem Boden. Geselligkeit schien ihnen natürlich. Von Buchfinken wurden sie

gelegentlich auf- und weggescheucht, um gleich wieder zurückzukehren. Ebenso unpräzise wie unerschrocken machten sie sich an die Arbeit und klaubten die Brosamen zusammen.

Zwischen die drei grossen Gruppen mischten sich Einzelgänger. Etwa ein Kleiber, unverkennbar mit seinem gedrungenen Körper und den dezent abgestimmten grossflächigen Farben. Etwas fremd wirkte er, von herber Schönheit, doch mit seinem Wendehals liess er sich beim Fressen nichts vormachen. Dagegen trat das Rotkehlchen, mit herausgeputzter Brust und grossen Augen, wie eine naive Schöne auf, wenn das nicht eine sexistische Sicht der Natur wäre, wobei die Natur selber ziemlich sexistisch ist.

Einen Fall für sich bildeten die Amseln. Letztes Jahr hatte sich eine an einen der Meisenknödel gewagt, war aber von der Schwerkraft gleich zu Boden gezogen worden. Aufgeregt mit den Flügeln schlagend, hatte sie sich in den Netzmaschen um den Knödel herum verfangen und war nachher, schien uns, verletzt und gedemütigt, durch den Garten gehumpelt. Diesen Winter wagte keine eine solche Eskapade. Dagegen brütete ein Amselmännchen zuweilen lange auf einem Ast vor sich hin, oder hockte sich in ein Gebüsch, nachdenklich, müssiggängerisch, um dann furios zwischen die Blätter auf dem Boden zu fahren, sie mit dem Schnabel in der Gegend herumzuschleudern, oder, einbeinig, durch die Gegend zu hüpfen und unverständlich vor sich hin zu schimpfen, wie ein schrullig gewordener Onkel.

Die Meisen blieben dominant. Sie kamen des Morgens zuerst, gingen des Abends zuletzt. Sie waren hübsch, putzig, zivilisiert. Gewieft wussten sie ihre Pfründe zu verteidigen, von einer Futterstelle zur andern, rastlos. Aber in dieser wendigen Gefrässigkeit steckte die ewige Angst, zu kurz zu kommen. Und unter dem Zivilisationsfirnis schlummerte ein im harten Konkurrenzkampf gestählter Ich-Unternehmer. Plötzlich schien der Nachdruck, mit dem sie die Nussstengel anfliegen, eine latente Bedrohung auszudrücken. Hatten sie nicht die kleine Sumpfmeise, die sich gelegentlich herangewagt hatte, durch ihre stete Präsenz vertrieben? Auch der winzige Zaunkönig hatte sich nach dem ersten Besuch nicht mehr zu zeigen getraut. Und den erfolglosen Aufstiegsversuch der Buchfinken in den oberen Mittelstand hatten sie

argwöhnisch überwacht. Kein Wunder, waren die Buchfinken so zänkisch, wenn nur die Spatzen untern ihnen blieben.

Die Meisen, heisst es, sind diesen Winter besonders zahlreich, weil sie einen guten Sommer hinter sich haben. Aber sie scheinen auch sonst die Geschichte im Rücken zu spüren. Umgekehrt ist in den letzten Jahren zum Beispiel in England ein dramatischer Rückgang der gemeinen Spatzen zu verzeichnen. Die schienen ihre Möglichkeiten realistischer einzuschätzen. Bis einer sich doch nach oben wagte. Zwar, wenn die Meisen selbstbewusst aufrecht am Netz herumkletterten, klammerte sich der Spatz quer an die Maschen, musste nach ein paar kurzen Flügelschlägen wieder abtauchen. Und kam doch hartnäckig wieder, um sich unverhoffte Brocken zu sichern.

Ein Triumph des Lerneifers, dachten wir seltsam getröstet. Gerade eben hatte ein Kommentator in einer grösseren Zürcher Tageszeitung verkündet, dass Lernerfolg nichts mit sozialer Förderung zu tun habe, sondern zuerst einmal von der Vererbung abhängen. Das würde, dachten wir, den Meisen so passen. Und werden doch gelegentlich vom gemeinen Hausspatz Lügen gestraft.

2004

Vorteil für die Grossbanken

«Das Bankgeheimnis wird überflüssig», titelte die *SonntagsZeitung* am 6. Februar 2005 vielleicht ein wenig voreilig. Aber hinter der Aussage stehen ein paar handfeste Trends. Einerseits hat die verschärfte deutsche Finanzaufsicht die Kapitalflüsse aus Deutschland deutlich verlangsamt, und auch in andern Ländern steht man der Diskretion als dem Schweizer Standortvorteil nicht mehr so positiv gegenüber. Andererseits konzentriert sich die weiterhin wachsende private Vermögensverwaltung immer mehr bei den Grossbanken. Beide Trends treffen vor allem die Schweizer Privatbankiers, die heftigsten Befürworter der Schweizer Steueroase.

Laut verschiedenen Privatbank-Vertretern haben die bei ihnen angelegten Gelder letztes Jahr kaum zugenommen. Gleichzeitig verkünden die beiden Schweizer Grossbanken UBS und CS ungeahnte Zusätze im gleichen Bereich. Tatsächlich ergeben sich für die Grossbanken vermehrte Synergieeffekte zwischen Investment- und Vermögensverwaltungsbereich. Zunehmend werden Anlagevehikel, die für Unternehmen entwickelt wurden, auch für Privatkunden interessant – sofern ihr Vermögen eine gewisse Grösse aufweist. Zudem holen die Grossbanken dank ihren Tochtergesellschaften und Filialen mehr Kunden aus den USA und Asien ab, die sich nicht mehr genötigt sehen, ihr Geld in die Schweiz zu dislozieren.

UBS-Chef Marcel Ospel hält in einem *Cash*-Interview zwar vordergründig weiterhin am Bankgeheimnis fest, ja, er erwartet sich sogar eine Entlastung des Drucks aus der EU, weil die neuen Ost-Mitglieder im Finanzsektor stärker dereguliert seien. Wenn er politisch also auf Zersplitterung setzt, so weist die ökonomische Strategie der UBS doch in die andere Richtung: «aggressive Expansion» durch Aufkauf anderer Banken in Schlüsselländern. Nachdem die UBS schon in der Vermögensverwaltung Spitze ist, gibt Ospel ein Ziel bekannt, das selbst die abgehärteten *Cash*-Journalisten kurz nach Luft schnappen lässt: 2008 will man im Investment-Banking weltweit die Nummer Eins sein. Einigen Herren kann es mit der Schweizer Wirtschaft doch nicht so schlecht gehen, wie sie immer jammern.

2005

Der Geist der Stadt

Als ich zwischen den beiden Anschlagsserien vom Juli 2005 in London ein Theater an der Charing Cross Road besuchte, wurden an der Tür Rucksäcke und Taschen kontrolliert, was wir alle ohne Murren auf uns nahmen. In der Pause plötzlich Aufregung im Saal. Ein Sicherheitsbeamter forderte einen Besucher auf, den Computer anzustellen, löschte ihm bestimmte Dateien darauf, beschlagnahmte einem zweiten Besucher den Fotoapparat und verwies ihn des Saales. Später merkte ich, dass sich die Aufregung um eine Schauspielerin drehte, die mit einem englischen Hollywoodstar verlobt war. Der hatte sie gerade eben medienträftig betrogen, und jetzt wollten die Zeitungen die Schauspielerin am ersten Tag nach den Enthüllungen auf der Bühne begutachten, lauerten ihr später im Rudel auf, um sie abzulichten, wie sie von mehreren Bodyguards ins Auto bugsiert wurde. Keine Terrorbedrohung, nur der hysterische englische Boulevardjournalismus.

Nach den mörderischen Anschlägen vom 7. Juli betonten Medienberichte die bewundernswerte Haltung von Londonerinnen und Londonern, die sich von Terroristen weder beeindrucken noch unterkriegen liessen, beschworen den Geist der Stadt während des *blitz*, der deutschen Bombenangriffe im 2. Weltkrieg, und den jahrelangen gelassenen Umgang mit IRA-Attentaten. Nach den versuchten Anschlägen vom 21. Juli wussten Korrespondenten plötzlich von Panik zu berichten, davon, dass die U-Bahn zunehmend gemieden werde, sich die Fahrgäste furchtsam umblickten, den Nachbarn verdächtigten. Der seinerseits, wenn er denn dunkelhäutig aussieht, sich furchtsam umblickt, nachdem Scotland Yard einen Unbeteiligten erschossen hat.

Beide Zustandsbeschreibungen, vom Stoizismus zur Panik, sind mediale und politische Zuspitzungen. Die Wirklichkeit ist weniger schwarz-weiss und speist sich nicht nur aus der aktuellen Bedrohung. Schliesslich steht die zerbröckelnde U-Bahn auch ohne Anschlag gelegentlich still und verlangt nach Improvisationen auf dem Nachhauseweg. Der Stoizismus lässt sich zuweilen nicht von Desinteresse unterscheiden, oder von Fatalismus. Der Publizist Richard Ingram, einer dieser konservativen Anarchisten, die es in England öfters gibt, hat gemeint, er sehe nicht ein, warum man die Londoner zu einer besonders heroischen Spezies erklären wolle. Für ihn sei London immer noch ein

lärmiger, schmutziger Ort, an dem man von schmutzigen Ladenbesitzern und Hoteliers übers Ohr gehauen werde, mit einem Wort: ein Dreckloch.

In Madrid oder in Sharm el-Sheik starben, schrecklicherweise, mehr Menschen als in London, vom Irak zu schweigen. Und doch kommt dem Bild Londons und seiner Haltung eine besondere Bedeutung zu. Das hat historische Gründe und aktuelle. Nachdem Grossbritannien auf einer Welle des Erfolgs zu schwimmen schien, mit Tony Blair als EU-Ratspräsident, als Dirigent bei G8-Gipfel und Live8-Konzert, sogar Paris die Olympiade 2012 entreissend, muss der Terror als besondere Herausforderung erscheinen.

Ihm nicht nachgeben, das gewohnte Leben leben: Diese Forderungen waren vorauszusehen, wie einst nach 9/11. Tony Blair und Londons Bürgermeister Ken Livingstone stellen allerdings ein ungleicheres Paar dar als es damals in New York George W. Bush und Rudi Giuliani taten. Einst verkörperte der Linksaussen Livingstone all das, was Blair an der eigenen Partei hasste, und so wurde er aus New Labour ausgeschlossen. Seither hat das Londoner Amt, das Livingstone gegen die offiziellen Kandidaten errang, die Sachlage verändert, für beide Seiten. Livingstone muss sich mit dem Realkapitalismus arrangieren, und Blair hat ihm den Wiedereintritt in die Partei ermöglicht.

Gemeinsam haben sie für die erfolgreiche Olympia-Kandidatur Londons geworben. Mit Unterschieden freilich. Blair sieht darin eine weitere Etappe in der grandiosen Selbstinszenierung des angelsächsischen Wirtschaftsmodells, als Gelegenheit zu beweisen, dass die Privatwirtschaft in einem freundlichen politischen Umfeld alles zum Besten richtet. Livingstone hat gemerkt, dass nur durch ein solches Grossprojekt die dringende Erneuerung der öffentlichen Infrastruktur Londons möglich wird. In seiner Politik versucht er, das kommunale Gefühl für die Stadt als gemeinsamen Lebensraum verschiedener Gruppen zu fördern.

Solche unterschiedliche Blickrichtung gilt auch für die Allianz gegen den Terrorismus. Livingstone weist zumindest auf die schwärende Wunde Irak hin, die das Attentat mit erklären, wenn auch nicht rechtfertigen könne. Es hat Versuche einiger konservativer Medien gegeben, ihn deswegen aus der Koalition der Demokraten auszugrenzen. Das

hat bislang nicht funktioniert, weil eine Mehrheit der Engländerinnen und Engländer einen Zusammenhang zwischen Attentaten und Irakkrieg als selbstverständlich akzeptiert.

Umgekehrt ist der freiheitliche Liberalismus Englands nicht mehr so unschuldig wie er einst vielleicht war. Fünf Mal sind in den letzten Jahren die Anti-Terrorismus-Gesetze verschärft worden. Selbst nach dem ersten tödlichen Irrtum bleibt die Politik des *shoot to kill* aufrecht; dabei ist es noch nicht so lange her, da war der Londoner Bobby nicht einmal bewaffnet. Noch können Debatten über die Einführung von Identitätskarten geführt werden, aber dass London längst die am meisten durch Überwachungskameras verdrahtete Stadt der Welt geworden ist, ruft nicht einmal mehr ein Schulterzucken hervor. Ja, die Fotos der zahllosen privaten Mobiltelefone haben im Moment der Krise eine weitere Öffentlichkeit erschlossen, die sich von der Hilfeleistung über den Exhibitionismus und Voyeurismus bis zur sozialen Kontrolle spannt.

Gesundheitsministerin Patricia Hewitt hat in einem Interview das Gemeinschaftsgefühl gefeiert, das sich in England gezeigt habe, in den jüngsten Erfolgen wie gegenüber den Bedrohungen, und dies alles unter der aussergewöhnlichen Führerschaft von Tony. Dabei ist dessen Politik gerade jedem kommunalen Impetus abhold, zielt zumeist in die entgegen gesetzte Richtung, mit Individualisierung, Flexibilisierung und Privatisierung. Gemeinschaft wird beschworen, wenn man sie braucht, für die grossen Feierlichkeiten oder die schrecklichen Begebenheiten, während der Alltag dem Konkurrenzkampf überlassen bleibt. Das kennen wir ja von Rütli-Reporten.

Gemeinsam gegen den Terror zu sein ist eine richtige Forderung. Aber damit beginnt die Arbeit erst. Eine forcierte Gemeinsamkeit verhindert die Diskussion von Ursachen und weiter bestehenden unterschiedlichen Interessen. Der mythische Geist einer Stadt kann einzig der Geist der Städterinnen und Städter sein, die sie bewohnen. Er muss sich nicht nur in Ausnahmesituationen bewähren, sondern im Alltag.

2005

Technologietransfer

Nachdem unsere Patentochter Mavis aus Ghana es mit sanfter Hartnäckigkeit erreicht hatte, dass wir sie in die Schweiz einluden, sich dann ein Flugbillet gesichert und Visa für die Schweiz und den Zwischenaufenthalt in Deutschland organisiert hatte, es auch, einen Tag verspätet, da der ursprüngliche Kurs überbucht war, auf den Lufthansa-Flug via Frankfurt nach Zürich schaffte – da blieb uns nichts anderes übrig, als ein Handy anzuschaffen. Wir mussten doch jederzeit erreichbar sein, weil Mavis uns ja während ihres Aufenthalts in der Schweiz nicht verloren gehen sollte. Zwar leisteten wir so unseren Beitrag zum kulturellen Untergang des Abendlandes, aber die Jeremiade darüber ist beinahe so langweilig wie es die am Handy geführten Gespräche sind.

Also machte ich mich vertraut mit den Spielzeug-Tasten und den einfachsten Befehlen; ohne mich in die Tiefen von SMS oder Klingeltönen zu verlieren, nur, um anrufen und antworten zu können. Als Mavis wenig später mit der Tochter von Freunden für einen Abend loszog, erklärte sie mir schnell und belustigt, wie ich die Nummer ihrer Begleiterin im Telefonbuch zu speichern hätte. Das war ja zu erwarten gewesen, dass ihre Kenntnisse die meinen übertrafen. Schliesslich hatte sie uns aus Ghana immer mit so einem Ding angerufen, wobei zumeist nach ein paar Minuten die SIM-Karte abgelaufen war. Tatsächlich sind Handys für Afrika sinnvoll, indem sie die technische Stufe des lückenhaften terrestrischen Telefonnetzes überspringen. Gelegentlich war auch eine e-mail aus dem Internetcafé gekommen, eine kurze Nachricht oder ein Hinweis, dass ich eine, ziemlich kitschige, elektronische Weihnachtskarte abrufen könne. Tatsächlich hat das Internet die Informationskluft zwischen Norden und Süden überbrückt. Und reisst gleichzeitig neue Klüfte auf, entlang sozialen und finanziellen Unterschieden. Mavis, aus bescheidenen Verhältnissen, gehört als Studentin mittlerweile zum mobiler werdenden Mittelstand, bei dem die technischen Kenntnisse die finanziellen Mittel öfters übersteigen.

Am nächsten Tag, als wir an einem Plakat zur gerade eröffneten Magritte-Ausstellung in Basel vorbeikamen, erkannte sie das Bild, oder die Figur, die kürzlich in einem Film mit dem James-Bond-Darsteller, dem irischen, aufgetaucht sei. Mir war schon vorher, während sie sich durch unsere Fernsehprogramme zappte, ihr eklektischer Geschmack

in Filmen aufgefallen. Obskure Horror- oder Science-Fiction-Filme kannte sie, aber Steven Spielbergs *E.T.* sagte ihr nichts. Dass dieser alte Mann in einer schönen Schmonzette aus den USA Clint Eastwood sein sollte, wollte sie kaum glauben, da sie ihn doch nur in der Blüte seiner Spaghettiwestern-Jahre kannte, und seine Partnerin Meryl Streep war ihr gänzlich unbekannt. Beim Durchforsten unserer Videothek wählte sie *Point Grosse Blank* mit John Cussack, über den ich mich, als ich mich mit schlechtem Gewissen hinzugesellte, auch beim dritten Mal gemeinsam mit ihr amüsierte, und einen Film mit Alec Guinness aus den 1950er Jahren, den ich nur besaß, weil Eric Ambler das Drehbuch geschrieben hatte, den sie, trotz der fremdländischen englischen Provinzmentalität vom Ende des 19. Jahrhunderts, ganz nett fand.

Wie kam sie, fragte ich also, an ihre Filme, da es doch keine Kinos gab und die ghanaischen Fernsehsender sich die jüngsten Hollywoodproduktionen nicht leisten konnten? Von meinem Besuch in Ghana her erinnerte ich mich noch, etwas nostalgisch, an Videovorführungen im lauschigen Innenhof eines Hotels, bei denen man sich von der sechsten Bankreihe aus den Hals verrenkte, um weit vorn ein paar Schatten in einem amerikanischen C-Film herumhuschen zu sehen. Meine Erzählung bestaute Mavis freundlich als anachronistisch. Nein, meinte sie, Filme würden heute vom Internet herunter geladen. Ob das nicht teuer sei, wunderte ich mich, da ich wusste, dass sie selber nicht über einen Computer verfügte und es an den Universitäten keinen direkten Internetzugang gab.

Also erklärte sie uns, wie es gemacht wird. Man setzt sich in ein Internetcafé, sucht einen Film, den man herunterladen kann, öffnet ein verstecktes *file* und beginnt den Film in dieses *file* zu laden. Dann verlässt man den Computer, um die paar Minuten Benutzungsgebühr zu bezahlen. Am nächsten Tag setzt man sich im selben Café an den selben Computer, öffnet das versteckte *file*, in dem mittlerweile der ganze Film geladen ist, sichert ihn seinerseits auf eine CD-Rom, die man sich bei einer Kollegin, die einen DVD-Apparat besitzt, anschaut. Das müsse doch bemerkt werden, wenn da ständig herunter geladen werde, wandte ich ein. Nein, lachte sie, die Internetcafé-Betreiber hätten keine Ahnung von Technik. Die hätten nur irgendwo Geld auftreiben können, ein paar Computer in einen Raum gestellt, und hofften jetzt auf eine selbsttätige Geldvermehrung.

Ein befreundeter Computerspezialist, selber mit einer Afrikanerin verheiratet, fand die Geschichte, um seine Meinung befragt, knapp glaublich, wenn denn das Internetcafé 24 Stunden am Tag offen sei, oder die Studenten über ein Programm verfügten, das einen *download* nach einem Unterbruch wieder aufnehme, was ich Mavis sofort zutrauen wollte. So kommt die afrikanische Jugend billig zu Filmen. Deren Auswahl und Qualität hängt freilich davon ab, was verfügbar ist, und bekanntlich sitzen die so genannten *content provider*, auch die alternativen, nach wie vor im Norden.

2005

Unbeirrbar kritisch

Dies also ist der öffentliche Intellektuelle Nummer Eins: Der amerikanische Sprachwissenschaftler und Gesellschaftskritiker Noam Chomsky. Er ging als überwältigender Sieger aus einer gemeinsamen Umfrage hervor, die die renommierten liberalen Zeitschriften *Prospect* aus England und *Foreign Policy* aus den USA durchführten. 20'000 Leserinnen und Leser nahmen teil, Chomsky erreichte 4800 Stimmen, doppelt so viele wie der zweit platzierte Umberto Eco; auf den nächsten Plätzen landeten der Biologe Richard Dawkins sowie Schriftsteller und Ex-Staatspräsident Vaclav Havel.

Die Londoner *Sunday Times* machte sich daraufhin lustig über die Wahl des Wie-heisster-doch-gleich-wieder? Tatsächlich mag Chomskys Name nicht ganz den geläufigen Klang anderer Medienfiguren haben. Doch ist er auf mindestens zwei Gebieten öffentlich wirksam geworden. Da war zuerst der revolutionäre Sprachwissenschaftler, dem bald Chomsky der Gesellschaftskritiker folgte. Als solcher hat er bis heute seinen Ruf bewahrt, und seine jüngsten Bücher sind in der globalisierungskritischen Bewegung zu Bestsellern geworden.

1928 in Philadelphia geboren, veröffentlichte Chomsky seine Bahn brechenden linguistischen Arbeiten Ende der 1950er und in den 1960er Jahren: Den Entwurf einer Transformationsgrammatik, wonach die Oberflächenstruktur einer jeden Sprache auf zugrunde liegende Tiefenstrukturen zurückgeführt werden könne. Das versprach einen neuen Ansatz beim Sprachenerlernen. Zugleich steckte dahinter eine philosophische Haltung über die kognitiven Fähigkeiten des Menschen, eine allen Menschen gemeinsame angeborene Sprachfähigkeit und eine Universalgrammatik. Zwar hat Chomsky seither weiter an einem so genannten Minimalprogramm universaler Sprachstrukturen gearbeitet; aber diese hoch formalisierten Forschungen werden nur noch in Spezialistenkreisen diskutiert und sind umstritten.

Schon Ende der 1960er Jahre hatte er sich allerdings als Professor am renommierten *Massachusetts Institute of Technology* öffentlich vehement gegen den US-Einsatz im Vietnamkrieg engagiert. Das Buch *Amerika und die neuen Mandarine* (1969) warf die

grundsätzliche Frage nach der Verantwortung der Intellektuellen auf. Seither hat die Schärfe von Chomskys Gesellschaftskritik nicht abgenommen. In Hunderten von Artikeln und Vorträgen sowie beinahe zwei Dutzend Büchern hat er sich gegen die westliche, insbesondere die US-amerikanische Aussenpolitik und den globalisierten Kapitalismus gewandt. Jahrelang machte er als eine einsame öffentliche Stimme auf den Skandal des indonesischen Völkermords auf Ost-Timor und dessen Unterstützung, zumindest Tolerierung durch den Westen aufmerksam; zudem wandte er sich der einst in einer jüdischen Kibbuz-Bewegung aktive Chomsky immer wieder gegen die israelische Besatzungspolitik. Im letzten Jahrzehnt hat er nicht nur die Irak-Feldzüge kritisiert, sondern auch gegen den «humanitären Interventionismus» in Ex-Jugoslawien Stellung bezogen, der eine jeweils explosive Situation weiter verschlechtert habe. Mit dieser fundamental kritischen Position hat er sich sogar mit einstigen Weggefährten entzweit.

Dabei spürte Chomsky von Beginn an durch die Floskeln von Politikern hindurch nach ökonomischen Interessen und machtpolitischen Motiven. Beispielsweise vertrat er nach dem Abzug der Amerikaner aus Vietnam die These, letztlich hätten die USA den Vietnamkrieg nicht verloren, sondern dank ihrer zerstörerischen Kriegsmaschinerie eine autonome Entwicklung in Südostasien verhindert und die Region auf längere Sicht als westliche Einflussphäre gesichert. In einer libertär-anarchistischen Tradition verankert, war der scharfe US-Kritiker Chomsky dabei nie durch eine Nähe zu kommunistischer Realpolitik befleckt. Dafür warfen und werfen ihm Kritiker immer wieder dogmatische, schreckliche Vereinfachungen vor. Aber seine Aussagen sind jederzeit belegt. Umfassend arbeitet er Materialien und Informationen, unternehmerische Strategien, sicherheitspolitische Konzepte und Politikerreden auf. In Detailfragen hat man ihm kaum je Fehler nachweisen können

Mittlerweile 77 Jahre alt, ist Chomsky aktiv wie eh. Eine beinahe asketische Gestalt, engagiert er sich unermüdlich, von einem breiten Netzwerk aus Freunden, Kollegen und sozialen Bewegungen unterstützt. Die Insistenz und Selbstsicherheit, mit der er seine Positionen vertritt, mag zuweilen als starre Rechthaberei wirken, aber die persönliche Integrität steht ausser Frage. Die Wahl als öffentlicher Intellektueller Nummer Eins gilt deshalb sicher auch dem Beispiel eines niemals nachlassenden oder gewendeten

Engagements. Das Zeitalter des Intellektuellen mag vorbei sein; auf einzelne Persönlichkeiten als Wortführer kann immer noch nicht verzichtet werden.

2005

Drucknachweise

Einige der Texte sind bereits gedruckt erschienen, doch für diese Gelegenheit leicht überarbeitet worden.

Abschied in der Grossstadt, Tages-Anzeiger, Zürich, 14.3.1996
Aug' in Aug, Tages-Anzeiger, Zürich, 15.7.1996
In den Strassen ein kalter Wind von Freiheit, Tages-Anzeiger, Zürich, 31.5.1996
Fussball als Politikersatz, Tages-Anzeiger, Zürich, 7.4.1997
Das vulgäre Gesicht des Kapitalismus, Tages-Anzeiger, Zürich, 21.7.1997
Schal gewordene Trauer, Tages-Anzeiger, Zürich, 31.12.1997
Rassismus und Gewalt, Tages-Anzeiger, Zürich, 22.12.1999
Gezähmte Gewalten, Tages-Anzeiger, Zürich, 31.12.1999
Das Gute und das Richtige, Tages-Anzeiger, Zürich, 18.2.2000
Das Ende des Commonsense, Tages-Anzeiger, Zürich, 11.10.2000
Idealismus und Paranoia, Tages-Anzeiger, Zürich, 25.9.2002
Was wir von Schweizer Bankiers lernen können. Finanzplatz Informationen, Basel, 1/2004 und 2/2004
Gefrässiger Mittelstand, DU 754, Sulgen, März 2005
Vorteil für die Grossbanken, Finanzplatz Informationen, Basel, 1/2005
Unbeirrbar kritisch, Tages-Anzeiger, Zürich, 1.11.2005